



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1914

2 (1914)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Erbkrlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Geseget von Sr. Heiligkeit Papsl Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

32. Jahrgang.  
Nr. 2

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

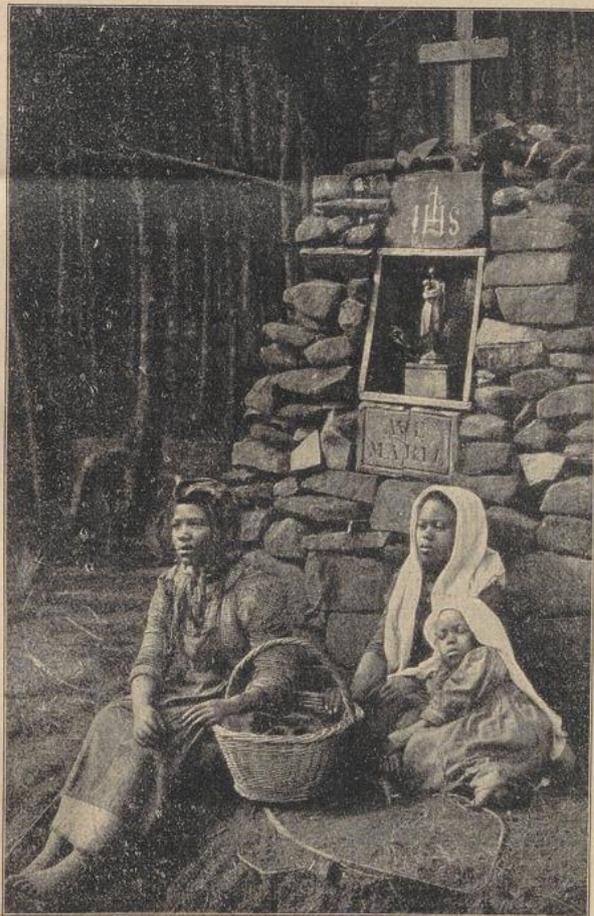
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das

Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.  
Februar 1914.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannahill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Rast beim Heiligenhäuschen.

## Die Taufferze.

Nimm die Kerze, liebes Kind,  
Bleibe rein, wie Engel sind! —  
Dunkel sind noch deine Pfade,  
Doch dir strahlt das Licht der Gnade.  
Wie der Kerze lichter Schein,  
Kein soll deine Seele sein!

Kommt der Kampf mit Sturmgebraus,  
Löscht er leicht die Kerze aus. —  
Wo sich Gnad' und Neu' verbünden,  
Kannst die Kerze neu entzünden.  
Wie der Flamme heller Schein,  
Kein soll deine Seele sein!

Bleibst du kindlich fromm und rein,  
Kommt dereinst ein Engelein,  
Nimmt aus deiner Hand die Kerze.  
Nach dem bitterm Todesschmerz  
Geht die Seele sündenrein  
Zubelnd in den Himmel ein! —

Wilhelm Edelman.

## Die katholischen Orden in der heutigen Zeit.

Graf Friedrich Galen führte in der herrlichen Rede, die er auf dem letztjährigen Katholikentage zu Metz hielt, u. a. folgendes aus:

„Auch die Begner der Orden geben zu, daß in alter Zeit unsere Klöster sich große Verdienste erworben haben, — daß es die Mönche waren, welche todesmutig in Germaniens finstern Wäldern den Christenglauben predigten und damit unsern Vorfahren Kultur und Gesittung brachten; daß Klosterschulen, — durch Jahrhunderte die einzigen Lehranstalten Europas, — unseren Tagen die Schätze griechischer und römischer Weisheit übermittelten. Sie können nicht leugnen, daß auf alter Klostergelehrsamkeit sich auch die moderne Wissenschaft aufbaut.“

Aber, sagen sie, in die jetzige moderne Welt passen die Orden nicht mehr; sie haben sich überlebt, sind nicht mehr zeitgemäß.

Fragt unsere Gouverneure in Logo, Kamerun, Ost- und Südwestafrika, ob sie unsere katholischen Orden, ob sie unsere Missionare dort entbehren möchten? Alle Berichte sind voll des Lobes über die Tätigkeit und die Erfolge unserer Ordensleute. Der beste Beweis ist, daß unsere deutsche Regierung in den überseeischen Ländern sogar die Jesuiten-Missionen schützt. Die Maschinengewehre und Bajonette unserer Schutztruppe mögen die Schwarzen schrecken, der rücksichtslose Wagemut unserer Kaufleute und Pflanzler wird diesen Naturmenschen imponieren, nur die Liebe, welche sich selbst vergißt, die nicht achtet der Gefahren, die nicht kommt zu herrschen und zu gewinnen, sondern zu dienen, wird diese Leute emporheben aus der Nacht des Heidentums zu den Höhen christlichen Glaubens und christlicher Kultur. Wenn dann noch ein mächtiger Staat mit unparteiischer Gerechtigkeit für Ruhe und Ordnung sorgt und mit unerbittlicher Strenge das Unkraut europäischer Laster von diesem jungen Kulturboden fernhält, ja, dann mein Herren, gehen unsere Kolonialreiche einer schönen Zukunft entgegen.

Doch nicht nur in den Heidenländern, nein, mitten unter uns, mitten im modernen Europa, in den Ländern, welche sie bedrücken und verfolgen, entfalten die Orden eine reichgelegnete, vielseitige Tätigkeit zum Nutzen der modernen Welt.

Oder will Europa nur mehr an der Materie kleben und auf alle Ideale verzichten, auch auf das ideale Beispiel alles verjöhnender, alles ausgleichender Liebe.

Gottesliebe führt den reichen Jüngling in die arme Klosterzelle, Liebe zu Gott erhebt den Sohn des

Arbeiters und geleitet ihn in das Heiligtum. Von Gottesliebe getrieben knien neben einander die Tochter vornehmer Eltern und die ehemalige Dienstmagd und erbitten von der Kirche die gleiche Weihe, den gleichen Schleier der Bräute Christi. Jesus ladet ein: „Folge mir nach!“ und Tausende folgen, — nehmen das Kreuz auf sich und folgen Jesus, welcher das Kreuz trägt für das Leben der Welt. Liebe zu uns Menschen opfert den Gottesohn auf Golgatha. In den Herzen der Nachfolger Jesu brennt neben dem Feuer heiliger Gottesliebe das himmlische Feuer göttlicher Menschenliebe.

Daher sehen wir denn unsere Ordensleute arbeiten in der Nachfolge Jesu um Gotteslohn, sich selbst vergessend, zum Wohle der Mitmenschen, und wahrlich, sie sind nicht rückständig.

In der wissenschaftlichen Welt vielbeachtet sind die Arbeiten unserer gelehrten Ordensleute auf fast allen Gebieten menschlichen Wissens.

Unsere Ordenschulen können gut den Wettbewerb aufnehmen und entsprechen glänzend den hohen Anforderungen der heutigen Zeit. Mit Bewunderung sehen wir in den Hörsälen unserer Universitäten neben den Studenten und Studentinnen unsere Klosterfrauen, um nach Ablegung der großen Staatsexamen in den höheren Mädchenschulen und Lyzeen den modernsten Forderungen zu genügen.

Sind unsere krankenspflegenden Orden, unsere barmherzigen Brüder und Schwestern etwa nicht mehr zeitgemäß? Wie mancher, der in gesunden Tagen, als moderner Mensch, die Klöster geschmäht, sucht in der Krankheit ein katholisches Krankenhaus auf oder ruft an sein Schmerzenslager eine Barmherzige Schwester. Auch der moderne Mensch weiß, wenn es ernst wird, daß besser um Gotteslohn und aus Nächstenliebe als für Geld gepflegt wird.

Ich kann noch darauf hinweisen, wie unsere Orden sich auch den Verhältnissen des modernen Wirtschaftslebens anzupassen wissen; wie sie Ledigenheime gründen und leiten, wie sie Näh- und Kochschulen und Kindergärten eröffnen; wie sie am Sonntag Ladnerinnen und Fabrikmädchen ein Heim bieten.

Unsere Priesterorden fügen sich als ein unentbehrliches Glied ein in die heutigtags so ganz anders gestaltete Seelsorge. Auf der Kanzel, im Beichtstuhl, bei Volksmissionen und Exerzitien, in Vereinen und Versammlungen leisten sie hilfreiche und unschätzbare Dienste. Die ordentliche Seelsorge kann ja die Nietenarbeit gar nicht mehr allein leisten. Die Orden sind uns zur Hilfe unentbehrlich.

Der Zeitgeist sagt, wenigstens die beschaulichen Orden, die Mönche und Nonnen, die da nichts tun wie beten und fasten, die wenigstens passen nicht mehr in unsere Zeit. Doch wir, meine verehrten Damen und Herren, wir verzichten auf diese Klöster ganz sicher nicht.

Die Welt, die den Gottesglauben über Bord warf, die nicht mehr glaubt an die ewige Bestimmung des Menschen, ahnt ja nicht, wie viel Erbarmen und Gnade dies ununterbrochene Gebet und Opfer dieser reinen Seelen auf uns, auf die ganze Welt herabrufst. Erst am jüngsten Tag wird sie erkennen, wie oft schon Gottes rächender Arm erhoben war, um die Völker zu treffen, die Gott verachten in Sünde und Troß, und wie nur das sühnende Gebet und Opfer eines armen Klarissentlosters eine ganze Stadt, ein ganzes Land gerettet.

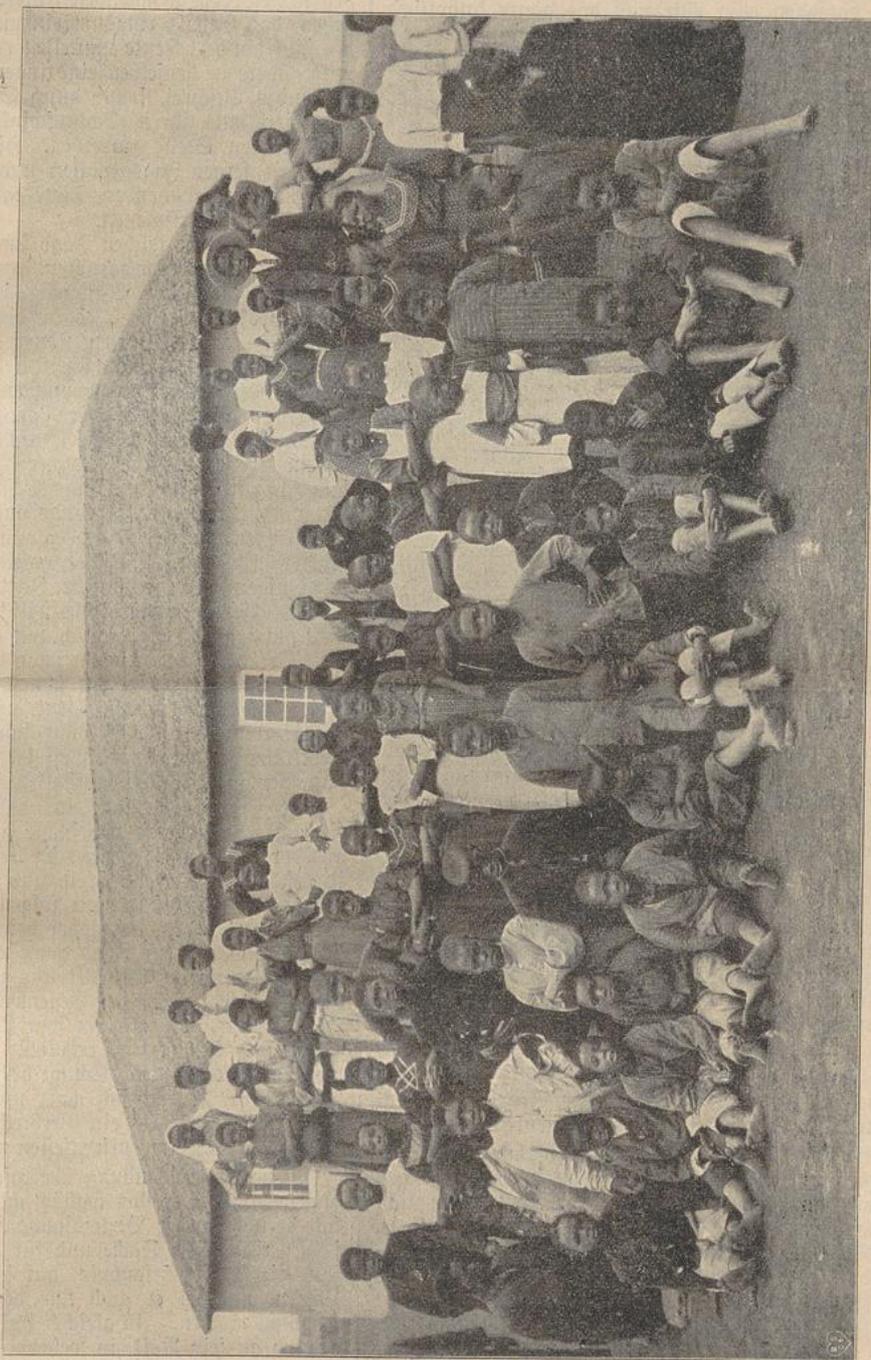
Wahrlich, wer unbesangen all diese Tätigkeit katholischer Orden kennt und überseht, wird nie behaupten können, daß unsere Orden rückständig, daß sie nicht mehr notwendig, daß sie nicht modern sind. Wahre Nächstenliebe ist ein Feuer, welches immer brennt und immer vorwärts drängt. So bleibt wie der Christenglaube — Christenliebe immer modern.

Mit diesem vielseitigen, selbstlosen Wirken in der Welt und für die Welt lohnen die katholischen Orden die Geringschätzung, die Verachtung, den Haß der Welt, der sie von einem Lande verjagt in das andere. Wahrlich mit dem Apostel Paulus könnten sie ausrufen:

„Mit Häuten werden wir geschlagen und haben keine bleibende Stätte, wir aber arbeiten und mühen uns ab

mit unsern Händen; man verflucht uns und wir segnen; man verfolgt uns, und wir dulden; man lästert uns, und wir beten.“

Meine Herren. Ich soll sprechen von den Orden in der jetzigen Zeit. Da habe ich gezeigt, wie die moderne



Neue Tageschule in der Nähe unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie. (Errichtet Juli 1913.)

Welt sich zu den Orden stellt, — wie andererseits die Orden sich zur heutigen Welt stellen, — es erübrigt noch, daß wir laut und deutlich sagen, was wir Katholiken von unsern Orden denken.

Man meint ja vielfach und spricht es offen aus, wir

Katholiken hätten überhaupt nichts zu jagen, wir sollten froh sein, wenn man uns duldet, wir hätten hübsch still zu sein. Ich bin anderer Meinung. Wir haben allen Grund, recht viel zu sagen, es laut und deutlich und allen verständlich zu sagen, was das katholische Volk denkt, — was das katholische Volk will.

Und da sagen wir: Wir und das ganze katholische Volk lieben unsere Orden in dankbarer Liebe.

Hingewiesen habe ich schon auf die Wohltaten, welche wir von unseren Orden empfangen haben und noch empfangen. Aber auf eins muß ich noch hinweisen, was nur wir Katholiken richtig zu würdigen verstehen:

In unendlicher Liebe hat Gott sich gerade unserer Lage erbarmt und durch seinen Statthalter, unsern glorreich regierenden hl. Vater, ein Wahrzeichen aufgepflanzt unserer Zeit, die besondere Verehrung der hl. Eucharistie; er fordert uns auf, häufig, ja täglich hinzutreten zum Tische des Herrn.

Die katholischen Orden aber sind dem katholischen Volke Vorbild und Führer auf dem Wege zum heiligsten Sakrament.

Da sind jene Klostergemeinden, welche ihre Tage fast ausschließlich dem Gebet und der Betrachtung weihen. Der Inhalt ihres Lebens ist die Anbetung Jesu im heiligsten Sakrament. Sie halten am Altare unseres Gottes Wache und singen Lob dem Heiland, wenn die Pflicht irdischer Arbeit, wenn die Sorge um das tägliche Brot uns aus der Kirche ruft, und in strenger Buße einigen sich dem sühnenden Opfer auf dem Altar.

Im heiligen Sakrament loht die Flamme der Begeisterung, welche den Missionär begleitet durch sein gefährvolles, opferreiches Leben.

Im hl. Messopfer fließt die Quelle der Erbarmung, welche den Priester hinabführt in die Wüste der Sünden und Laster, um zu suchen, um selig zu machen, was verloren war.

An der Kommunionbank hat der barmherzige Heiland die Fürstentochter sich zur Braut erwählt und führt sie in den Spitälern an die Betten der Kranken, — als demütige, namenlose Magd in die Hütten des Elends und der Armut.

Bewundernd staunen wir, — und doch das Herz Jesu im hl. Sakrament wirkt noch größere Wunder.

Der göttliche Heiland labt seine keusche Braut mit dem Brote der Starken am Tische des Herrn. Im Herzen himmlische Liebe, angetan mit dem Kleide fleckenloser Keuschheit, steigt die schwache Jungfrau, ihren Ekel überwindend hinab zum Laster. Sie sammelt die Verlorenen, richtet auf die Gefallenen und bringt das verirrte Schäfchen zurück in die Hürde des guten Hirten.

O welche Fülle der Gnade, welche Größe der Wunder, gewirkt von Jesus im hl. Sakrament!

Entfernt aus unseren Kirchen den verborgenen Gott, — verweigert diesen reinen Seelen das Brot der Engel, dann wird das Ordensleben verdorren, dann fließt nicht mehr der lebende Quell der Gottes- und Menschenliebe. Dann fehlt das Beispiel freiwilliger Armut, dann gerbricht die Kraft himmlischer Keuschheit, — dann sind die Worte Gehorsam und Demut eitler Schall.

Wahrhaftig, unsere Orden sind die ruhmreiche Garde des allerheiligsten Sakramentes. Aus dieser Quelle schöpfend sind sie ein Schauspiel geworden für Engel und Menschen. Darum lieben wir unsere Orden.

(Schluß folgt.)

## Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Kaffer geht selten allein auf die Jagd, sondern fast immer in Gesellschaft seiner Freunde. Will sich der Häuptling selbst dieses Vergnügens machen, so läßt er den in der Nähe wohnenden Untertanen den Befehl zugehen, das Gehölz ringsum einzuschließen. Etwa vier bis fünf hundert Leute umstellen rings den Wald, während andere in denselben eindringen und durch ohrenbetäubendes Geschrei, sowie durch Schlagen aus Gebüsch die Tiere aus ihren Schlupfwinkeln aufschrecken und einer lichten Stelle zutreiben. Hier steht der Häuptling mit seinen Jagdgenossen und empfängt die wild durcheinander rennenden Tiere mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspeisen.

Nur bei einer solchen Jagd im Beisein des Fürsten darf man einen Löwen töten, denn unter allen Ehrentiteln, die man ihm geben mag, schmeichelt ihm keiner mehr, als der Name „König der Löwen“. Wer zu einer anderen Zeit einen Löwen erlegt, muß diesen Frevel mit dem Tode büßen; selbst Weiße sind von diesem Gesetze nicht ausgenommen.

Ein in Sofala lebender Portugiese, Namens Rodrigues Lobo, hatte sich die Gunst des Häuptlings in so hohem Grade gewonnen, daß er ihm eine auf dem Sofala-Fluß liegende Insel zum Geschenke machte und ihn unter seine intimsten Freunde aufnahm. Lobo wurde indessen etwas verwegen und glaubte sich zuletzt alles erlauben zu dürfen. So schoß er eines Tages, als er sich mit einigen Freunden auf der Jagd befand, einen Löwen nieder, obgleich er das diesbezügliche Verbot des Königs recht gut kannte. Da er auch, wie alle solche Günstlinge, viele Feinde hatte, denen er schon längst im Wege stand, hinterbrachte man die Tat schnell dem Häuptling, und dieser schwur in seinem Zorne, er wolle die unerhörte Freveltat nach aller Gebühr züchtigen und an dem Uebeltäter ein warnendes Beispiel seiner Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe aufstellen.

Der Portugiese sah ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe und suchte sich auf folgende Weise aus der Schlinge zu ziehen: Er ließ den erlegten Löwen in kostbare Stoffe einwickeln und sandte ihn dann dem schwarzen Fürsten zu mit folgender Erklärung: „Rodrigues Lobo, dem du bisher deine königliche Huld geschenkt, traf auf der Jagd ganz unerwartet mit diesem Tiere zusammen. Es wollte ihn zerreißen, und da setzte er sich notgedrungen zur Gegenwehr. Er tat dies nicht sofast seinetwegen, als um sein Leben seinem gnädigen Herrn und Gebieter zu erhalten. Den grimmigen Löwen übersende er dem „Könige der Löwen“, damit er die Tat billige, die an sich ganz unschuldig sei, die aber seine Untertanen als ein Verbrechen auslegen könnten, an das er nicht im entferntesten gedacht habe.“

Diese kluge Wendung überraschte den Häuptling so angenehm, daß er ihm sogleich antworten ließ, er möge sich beruhigen, die Verteidigung seines Lebens sei eine selbstverständliche Sache und für die Zukunft erteile er ihm direkt die Erlaubnis, auf seiner Insel auf jeden Löwen, und sei es auch nur des Vergnügens wegen, Jagd zu machen. Zu gleicher Zeit erließ er eine Kundgebung an sein Volk, in welcher er das alte Verbot bei Verlust des ganzen Eigentums und des Lebens aufs neue einschärfte; nur Rodrigues Lobo, sein vielgeliebter Freund, habe auch in Abwesenheit des Königs die Erlaubnis, auf Löwen Jagd zu machen.

Als die Höflinge diese unerwartete Wendung der Dinge sahen, rühmten sie laut die Weisheit des Königs,

klatschten in die Hände und überschütteten den verhassten Günstling mit Lobhudeleien und kriechender Schmeichelei. Tout comme chez nous, gerade wie bei uns, würden die Franzosen sagen.

Größeren und stärkeren Tieren gegenüber wagen übrigens die Kaffern selten einen unmittelbaren, direkten Angriff, sondern gebrauchen vielmehr folgende List: Es werden im Walde fünf Fuß tiefe und sieben Fuß lange Gruben ausgeworfen, die unten enger als oben sind und die man sorgfältig mit Baumzweigen und dürrer Laube überdeckt. Die schweren Tiere, wie Elefanten, Büffelochsen, Tiger usw., fallen in dieselben hinein und beschädigen sich meist so schwer, daß sie sich nicht mehr zu erheben vermögen. Die schwarzen Jäger lassen sie dann entweder in diesen Gruben verhungern, oder töten sie mit ihren Keulen und Speeren.

einer Treibjagd eingeladen worden. Wir nahmen keinen tätigen Anteil, sondern waren nur Zeugen, wie eine Menge wilder Tiere, darunter mehrere Eber, Tiger und Elefanten erlegt wurden. Während nun die Jäger dem allseits flüchtenden Wilde nachsetzten, fanden sie die zurückgebliebenen Jungen eines Löwen und eines Tigers, die sie uns Missionären zum Geschenk machten. Ich freute mich nicht wenig über den Besitz dieser schönen, seltenen Tiere, die ich zu zähmen gedachte, hatte aber bald Ursache, mein Vorhaben zu bereuen. Denn die Tigerin, welche die Spur ihres Jungen gewittert hatte, schlich vier Nächte um unsere Wohnung herum und sprang mit fürchterlichem Geheul gegen unsere Türen und Fenster. Sie stellte auch ihre beunruhigenden Besuche nicht eher ein, als bis wir das Junge, das inzwischen verendet war, aufs freie Feld hinauswarfen.



Do-Isani, 'bafana, Siehet, Burjchen, zieht!

Zuweilen treibt man das Wild aus einem umstellten Gehölz in den Fluß, wo man sodann von allen Seiten mit Pfeilen nach demselben schießt und es ohne Gefahr erlegt. Einen noch reicheren Fang macht man, wenn der Fluß bei Hochwasser über die Ufer tritt und die im Schilf verborgenen Tiere gezwungen sind, ihre Verstecke zu verlassen und aus dem Tale sich aufwärts zu flüchten. In solchen Fällen besetzt man die umliegenden Hügel und empfängt die Flüchtigen mit allen Arten von Geschossen. Merkwürdig ist, daß die Tiere bei solch' allgemeiner Gefahr gleichsam ihre Wildheit ablegen, d. h. sie greifen sich untereinander nicht mehr an, sondern suchen bloß ihr Heil in der Flucht. Tiger und Gazellen, Löwen und Zebras usw. sieht man da friedlich neben einander gehen.

Einmal, so erzählt Joao dos Santos, war ich mit meinem Gefährten, Johann Maderra, von dem oben erwähnten königlichen Günstling Rodriguez Lobo zu

Am folgenden Tage sahen wir es nicht mehr; wahrscheinlich hat es die Mutter während der Nacht fortgetragen.

Man muß hierzulande überhaupt nicht nur, sobald es dunkelt, die Häuser sorgfältig gegen die hungrigen Tiere verschließen, sondern auch unter Tags, wenn man durch einsame Gegenden wandert, sehr auf der Hut sein. Als wir z. B. eines Tages nach einer benachbarten Gemeinde gingen, kam uns ein Kaffer in vollem Laufe entgegengerannt und rief uns schon von weitem zu, wir sollten laufen, was wir könnten, denn es seien sechs Löwen über den Fluß geschwommen.

Wir rannten einem nahen Hügel zu und gewahrten von dort aus, wie die Tiere durch das Tal zogen; sie kamen uns zwar nicht zu Gesicht, aber wir konnten in dem hohen Gras, durch das sie gingen, deutlich jede ihrer Bewegungen erkennen. — Auch auf unseren Missionsreisen hörten wir wiederholt ganz in der Nähe das

Gebrüll eines Löwen oder eines Tigers. Wir setzten aber im Vertrauen auf Gottes Schutz mutig unsern Weg weiter. Die Pflicht rief, und da mußte alles andere in den Hintergrund treten.

Die Tiger sind besonders gierig nach Menschenfleisch, mag es lebendig oder tot sein. Wittern sie auf Friedhöfen eine Leiche, so kommen sie ähnlich wie die Hyänen zur Nachtzeit, um sie auszuscharren. Man pflegt daher im Kaffernlande allgemein die Gräber mit schweren Steinen zu bedecken. Eines Morgens fand man auf dem Friedhof zu Sofala einen toten Tiger auf einem Grabe. Er hatte offenbar die Leiche ausgegraben wollen, war aber bei dieser Arbeit vor Hunger und Elend zusammengebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

bei, man dürfe so etwas nicht ungestraft hingehen lassen, weil sonst die Heiden immer anmaßender und frecher würden, man müsse im Gegenteil hier ein Exempel statuieren. Dieser Ansicht war ich auch und auf die Frage, wie der Bursche am besten gestraft werden könnte, entgegnete er, man solle den Fall vor den „Rat der Männer“ bringen und den Schuldigen mit einer Strafe von wenigstens 10 Mark für Missionszwecke belegen, eventuell auch eine Ziege von ihm fordern. Einverstanden!

Zwei Tage darauf fand die bezeichnete Sitzung statt. Mir selbst ließ der Vorsteher kurz nach dem Gottesdienste durch zwei angesehenen Boten mitteilen, ich möchte kommen und dem „Rat der Männer“ beiwohnen. Ich ging also hin. Anwesend waren außer Peter Saliva,



Innenansicht des Missionstirchleins in „St. Barbara“ bei Triashill in Rhodesia.

### Eine kaffrische Gerichtssitzung.

Von P. Albert Schwejaer.

Keilands. — Die meisten unserer Leser dürften wohl der Ansicht sein, bei so einer kaffrischen Sitzung gehe es überaus stürmisch zu, jeder schreie und lärme da nach Kräften, und an eine ruhige, besonnene Erwägung und Besprechung der Streitsache sei nicht zu denken. Dem ist aber keineswegs so; die Schwarzen gehen im Gegenteil bei solchen Anlässen mit einer Ruhe und Gelassenheit zu Werke, daß sich mancher Weiße ein Beispiel daran nehmen könnte. Da ich selber jüngst Gelegenheit hatte, einer solchen Sitzung beizuwohnen, will ich in Kürze die Sache darlegen. Der Fall lag so:

Auf unserer Filiale Saliva hatte nach dem Angelusläuten in Gegenwart der Schulkinder und mehrerer Erwachsener ein roher heidnischer Bursche die Glocke geläutet und dabei öffentlich unsere Religion gelästert. Alle unsere Christen hatten daran großes Vergnügen genommen. Peter Saliva, unser Katechet, der seit dem Tode seines Vaters zugleich das Amt eines Chieft oder Vorstehers bekleidet, berichtete mir die Sache und fügte

dem Katecheten und Vorsteher, und mir noch zwei andere Katholiken und etwa acht heidnische Männer, meist ständige Ratsmitglieder, endlich der angeklagte Bursche und dessen Vater. Die Sitzung begann:

Nach einer feierlichen Pause nahm zunächst Peter Saliva das Wort und legte den Fall, weshalb der „Rat der Männer“ einberufen worden war, mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit und Ausführlichkeit dar. — Neue Pause. —

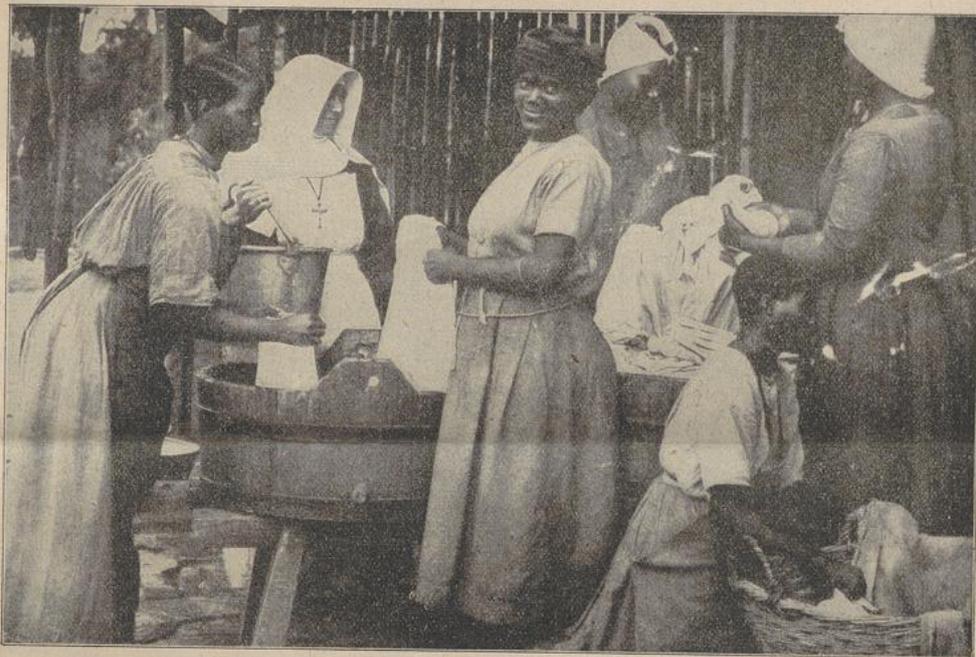
Kaffrischer Sitte gemäß spricht immer nur Einer; er spricht ruhig, logisch und wohlüberlegt, allerdings meist lang und breit, indem er alles bis ins kleinste Detail schildert und klarlegt und zur weiteren Begründung und Darlegung dies und jenes aus alter und neuer Zeit mitteilt. Dabei darf ihn niemand unterbrechen, das würde vom Vorstehenden scharf gerügt; sagt er etwas Unpassendes oder Unwahres, so wird er das nachher von seinem Widerpart schon zu hören bekommen, doch vorläufig hat er das Wort, und er nützt auch tatsächlich die Gelegenheit gehörig aus.

Schließlich hat jeder Mann des ganzen Stammes das Recht, bei solchen Sitzungen anwesend zu sein; er

darf auch, ähnlich wie die eigentlichen Räte, an den Kläger sowohl, wie an den Angeklagten und an die Zeugen Fragen stellen und über den Rechtsfall seine Meinung äußern, doch niemals direkt, sondern jede Frage ist an den Vorsitzenden zu richten, und durch diesen geht auch die Antwort, welche der Befragte gibt, wieder an den Fragesteller zurück. Aller Lärm, Zank und Streit ist auf diese Weise von selber ausgeschlossen; man fühlt, daß man unter Männern ist. Frauen dürfen gar nicht herein, ja, es steht ihnen nicht einmal das Recht zu, nachträglich zu fragen, was in dieser Ratssitzung verhandelt worden sei, denn das ist ausschließlich Männer Sache. Fragt ein Mann, so wird ihm von jenen, die dabei waren, später alles haarklein erzählt.

trunken, total betrunken, und wußte nicht mehr, was ich tat.“

Nun sollte ich selbst meine Meinung äußern. Ich faßte mich kurz, wies darauf hin, daß ein grober Unfug vorliege, der unter allen umwohnenden Christen gerechte Entrüstung hervorgerufen habe, und daß mir das Recht zustünde, die Sache vor dem englischen Gerichte anhängig zu machen, wo der Schuldige sicher eine ganz exemplarische Strafe zu gewärtigen hätte, aus Liebe zum schwarzen Volke jedoch wolle ich für diesmal von diesem meinem Rechte keinen Gebrauch machen. . . . Der Bursche will total betrunken gewesen sein. Ich frage, ist dies eine gerechte Entschuldigung, und wenn er so ganz betrunken war, wie er vorgibt, wie kam es dann, daß er, kurz nachdem er den Frevel begangen, sich recht



In der Waschküche. (Missionsstation Mariatrost, Südamerika)

Solche Sitzungen dauern oft viele Stunden, unter Umständen, je nach der Wichtigkeit der Sache, mehrere Tage. Ist die Sache nach allen Seiten hin ventilirt und klargelegt, so spricht der Vorsitzende das Urteil. Im allgemeinen hat er da einen leichten Standpunkt, denn im Laufe der Verhandlung ist ihm so ziemlich klar geworden, wohin die Ansicht der Mehrzahl der Anwesenden neigt. Ist das Urteil verkündet, so ist in der Regel ein dumpfes Brummen oder ein langgedehntes „Hae“ das Zeichen der Zustimmung. Eine Appellation an einen höheren Gerichtshof gibts nicht, und eine abgeurteilte Sache darf nicht von neuem ausgenommen werden.

Nun zurück zu unserem Falle, der allerdings einfach genug lag. Als der Vorsitzende gesprochen hatte, wurde der angeklagte Bursche gefragt, ob er sich schuldig bekenne und ob er eine Einwendung zu machen habe. Die Antwort war, er wolle die Sache nicht in Abrede stellen; übrigens sage er weder ja noch nein, denn er wisse von der ganzen Geschichte rein nichts. — „Wie so? Warum solltest du von der Sache nichts wissen?“ — „Ich war be-

wohl erinnerte, daß in Neilands eine Hochzeit sei und daß er den Weg dorthin, obgleich er mitten durch den großen Rei-River mußte, so gut fand? Ich bin ein Freund des schwarzen Volkes, und es fällt mir an sich schwer, jemand zu bestrafen, allein der Fall liegt derart, daß er gebieterisch eine Sühne heischt!“

Als ich geendet hatte, flüsternten die Männer eine Weile miteinander, dann erhob sich der Vorsteher und erklärte: „Mfundiji, alle hier anwesenden Männer stimmen deinen Worten bei, auch der Vater des schuldigen Burschen. Uns allen ist klar, daß dir ein Unrecht zugefügt wurde, das entsprechend gesühnt werden muß. Die Strafe wollest du gütigst selbst bestimmen; was verlangst du?“ — Ich erwiderte: „Vor allem verlange ich, daß der Bursche Abbitte leiste.“ — Im Halbfreis der Männer war ein Murmeln allgemeiner Zustimmung vernehmbar.

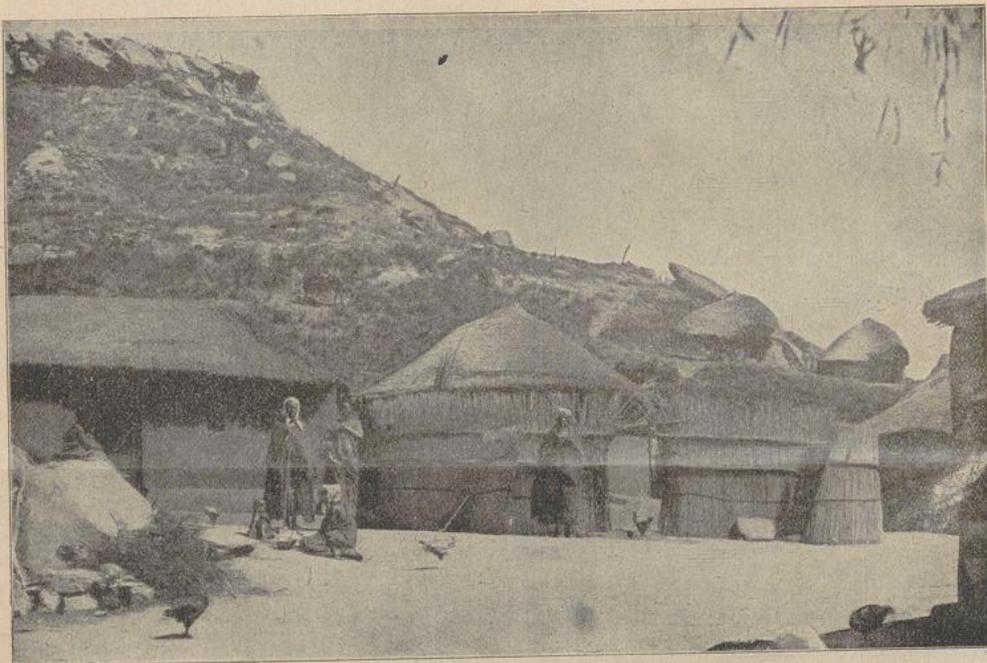
Nun begab sich der Vater des Burschen ins Freie hinaus; ein paar heidnische Männer folgten ihm, und kurz darauf wurde auch Chief Peter Salima hinausgerufen. Wie ich nachher hörte, wurde darüber beraten, welche Sühne mir angetan werden sollte. Der Vater

erklärte sich bereit, zehn Mark zu zahlen, doch zweifelte er stark, ob ich mich damit zufrieden geben werde. „Was werde ich anfangen“, meinte er, „wenn der Umsfundisi 60 oder gar 100 Mark von mir fordert? Wir sind jetzt so arm und haben fast kein Vieh mehr. Helft mir doch, daß er sich mit 10 Mark zufrieden gibt!“ — Davon wußte ich natürlich, als sie nach ihrer geheimen Unterredung wieder herein kamen, noch nichts.

Es entstand eine dritte Pause, dann gab der Vater folgende Erklärung ab: „Ich bitte hier den Umsfundisi wegen des Unrechts, das ihm mein Sohn zugesügt hat, öffentlich um Verzeihung, und diese meine Abbitte soll allen Christen mitgeteilt werden. Zur weiteren Sühne erkläre ich mich bereit, an die Kirche den Betrag von

und man sah es ihnen an, daß dies keine leere Höflichkeit, sondern voller Ernst war.

Die ganze Verhandlung hatte für uns mannigfache Vorteile im Gefolge. Die umwohnenden Heiden respektieren seitdem die Christen viel mehr, mancher bisheriger Unfug, wie das Niedertreten von Drahtzäunen, unterbleibt, und die heidnischen Burschen grüßen mich jetzt schon aus weiter Ferne. Ja, kürzlich begegnete mir ein Trupp solcher Gesellen, blieben wie auf Kommando stehen und grüßten mit dem schönen christlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — Man sieht, um Zucht und stramme Ordnung ist es überall ein gutes Ding, auch unter den afrikanischen Wilden.



Bajuto-Hütte auf einer Außenstation von Mariazell in der Kapkolonie.

zehn Mark zu bezahlen, die ich bis morgen früh eigenhändig unserm Inkosi Peter Saliva übergeben will.“ —

Aller Augen waren nun erwartungsvoll auf mich gerichtet. Ich schwieg vorläufig still, bis der Vorsitzende an mich die Frage richtete, ob ich damit zufrieden sei. Meine Antwort lautete: „Ich will das nicht allein bestimmen. Es sind hier christliche Männer zugegen, sowie ein Heide, dessen Frau und Kinder christlich sind. Ihnen allen wurde durch das Benehmen dieses Burschen ein Unrecht zugesügt, und sämtliche Christen haben daran schweren Anstoß genommen. Was jagen also diese Männer zu der angebotenen Sühne?“

Nach längerem Hin- und Herreden erklärten sie sich mit dem Antrag des Vaters zufriedengestellt. Auf dieses hin erklärte auch ich, daß ich auf keiner schwereren Strafe bestände. — Ein Seufzer der Erleichterung war die Antwort des Vaters, dann dankte er mir durch den Vorsteher vor allen Männern in warmen Worten, daß ich die Sache nicht beim englischen Gerichte anhängig gemacht habe; es sei ihm das ein neuer Beweis, daß die Missionare die wahren Freunde der Schwarzen seien. Ähnlich sprachen auch die anderen heidnischen Männer

## Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war im großen Königsraal alles in heller Aufregung. Die Perle des Zululandes war neuerdings verschwunden; der ganze Stamm beklagte ihren Verlust wie ein großes Unglück. Wo mochte sie wohl sein? Jedenfalls bei den Weißen zu Emoyeni, der katholischen Missionsstation. Die indunas, die Beamten und Räte des Königs, verlangten, ihr schleunigst Häsher nachzuschicken, um sie wieder zurückzuholen, doch Prinz Dhlavela widersetzte sich ihnen: „Lasset das Mädchen,“ sprach er ernst, „sie ist meine Schwester; und eine Königstochter soll mehr Freiheit genießen als ein Mädchen gemeiner Herkunft. Ich hoffe übrigens, daß sie in Bälde aus freien Stücken in die Heimat zurückkehren wird.“ So sprach er, um der geliebten Schwester wenigstens ein paar ruhige Wochen zu vermitteln.

Das Volk wartete und wartete, doch Komjiba (Maria) kam nicht. Da machte sich Prinz Dhlavela persönlich auf, sie zu holen. —

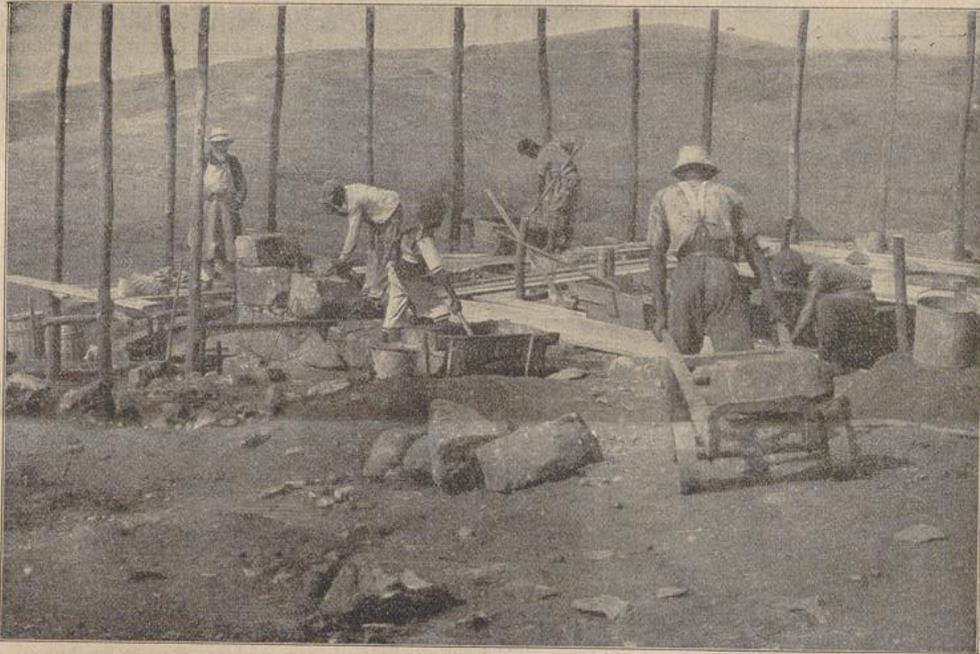
Marias Augen leuchteten vor Freude, als sie ihren Bruder daherkommen sah. Er, der Stellvertreter des Königs selbst, ist zur Missionsstation gekommen, dachte sie, wach' ein Glück! Sicherlich wird mein Bruder viel gute Eindrücke in sich aufnehmen, denn sein Herz ist edel und gut und hat bereits eine gewisse Vorliebe fürs Christentum gewonnen. O, wenn es doch dem P. Missionar gelänge, den heiligen Funken, den ich in seiner Seele wachgerufen, zur hellen Flamme anzufachen! Mit diesen beseligenden Gedanken eilte sie ihm entgegen und begrüßte ihn aufs herzlichste.

Doch Dhlavela blickte ernst und traurig darein. „Schwester,“ begann er, „warum hast du uns das getan? Das ganze Volk hat deine abermalige Flucht in Aufruhr gebracht, und mir selber beginnen die Indunas zu

tümliche Gebräuche beobachten, ganz anders, als wir in unseren Hütten.“

Johannes kam, und die drei Geschwister zogen sich in ein stilles, abgelegenes Zimmerchen zurück, wo sie bis zum späten Abend in trautem Frieden beieinander saßen. Am lebhaftesten sprach Maria; sie wurde nicht müde, immer wieder und wieder das Glück zu schildern, das ihr geworden und bestürmte zuletzt Dhlavela, doch auch sein Herz der Gnade zu öffnen und wie sie und Johannes, sich taufen zu lassen und ein Christ zu werden.

In diesem Augenblicke trat der Hochw. P. Missionar ein, die hohe, königliche Gestalt Dhlavelas und sein freier, offener Blick gefielen ihm, und auch er sprach ihm zu, der Stimme des Herrn Gehör zu schenken: „Benütze die Gegenwart,“ sprach er, „jetzt bist du noch frei und



Neubau eines Bruderhauses in Maris-Stella. (Natal.)

zürnen. Du seist eine böse Zauberin, sagen sie, und habest mich mit deinen Zauberkünsten schon ganz umstrickt. O ich fürchte, daß noch viel Unheil aus dieser Sache kommen wird.“

„Zürne mir nicht, geliebter Bruder,“ erwiderte Maria gelassen, „siehe, ich konnte nicht anders handeln; übermächtig war der Zug meines Herzens, ich wußte, es werde hier auf der Missionsstation ein großes Fest gefeiert, und da wollte ich um jeden Preis dabei sein. O Dhlavela, wenn du wüßtest, wach' eine Gnade mir geworden! Doch du bist noch Heide, und so mit kannst du meine Worte nicht genügend deuten. Ich sage dir nur, ich habe jüngst ein weißes Kleid und einen Blumenkranz getragen und habe in der Kirche eine Speiße zu kosten bekommen, so süß und herrlich, wie es nichts zweites gibt auf Erden . . .“

Doch gestatte, daß ich deinen jüngeren Bruder Johannes hole. Nicht wahr, du bist gut gegen ihn und redest freundlich mit ihm, wenn er hieher kommt?“

„Gut, so hole ihn! Aber ich möchte abseits mit euch reden; ich fühle mich so fremd unter diesen abelungen, Weißen, die so lange Kleider anhaben und so eigen-

kannst als junger Mann viel leichter dich entschließen Christ zu werden, als später, wenn tausend Bande dein Herz umstricken und zahllose menschliche Rücksichten dich davon abschrecken.“

Traurig senkte Dhlavela die Augen und entgegnete ernst: „Nkosi, mein Herr, ich bin ein K ö n i g s j o h n und muß schon jetzt trotz meiner Jugend die Stelle des abwesenden Fürsten vertreten. Das ganze Volk hängt an mir, und ich fürchte, wenn ich hier bliebe und ein Christ würde, möchte ich Anlaß zu großen Zwistigkeiten und zu blutigen Kämpfen geben. Auch ist mein Herz noch nicht so stark, wie das meiner lieben Schwester hier.“

„O Baba,“ unterbrach ihn hier Maria, zum Missionar gewendet, „gedulde dich, Dhlavela, mein Bruder, wird sicherlich auch noch Christ werden! Schon sehe ich im Geiste die Stunde nahen, in der auch er durch das Bad der heiligen Taufe zum Kinde Gottes werden wird!“

„Mögest du wahr gesprochen haben,“ entgegnete der Missionar und erteilte ihnen beim Weggehen den heiligen Segen, den Johannes und Maria kniend empfingen, während Dhlavela in Ehrfurcht verbeugt nebenan stand.

Am nächsten Morgen mahnte Dhlavela seine Schwester neuerdings zur Rückkehr. „O laß mich noch eine Zeitlang das große Glück genießen, das ich hier gefunden.“ bat Maria dringend, „später will ich selbst aus freien Stücken in die Heimat zurückkehren, jetzt aber ist es noch zu frühe.“

„Was werden aber die Indunas sagen, wenn ich allein zurückkomme?“

„Du sollst nicht allein gehen,“ sprach nun Johannes, der auch zugegen war, „ich will mit dir gehen. Ich will den Räten des Königs und dem ganzen Volke Red' und Antwort stehen und werde mich meines christlichen Namens nicht schämen!“

„Gut,“ erwiderte Dhlavela, „ich bin mit deinem Entschlusse einverstanden. Du bist ein Jüngling, hast eine viel größere Freiheit als ein Mädchen und kannst dich auch leichter verteidigen als sie. Asihambe, brechen wir ohne Zögern auf!“

Maria begleitete die beiden Brüder noch eine Strecke weit und nahm dann mit nassen Augen Abschied von ihnen.

Lief ein Knab' in Busch und Ranken,  
Fortgelockt vom Vogelsange.  
Kommt er heim mit wunden Füßen,  
Zankt die Mutter, doch nicht lange.

Kommt er heim mit wunden Herzen,  
Zürnen magst du, doch nicht grollen;  
Wie ein heilig' Wasser läutert  
Tränenflut den Neuevullen.

J. W. Weber, Dreizehnlinden.

\* \* \*

Im Königskraale war eine große Feier im Gange; es galt, durch Opfer, Spiele und Tänze die amadhlozi, die Geister der Vorfahren, zu versöhnen. Waren doch drei hoffnungsvolle Königsfinder kurz nacheinander verschollen. Zuerst war Sageni, der Behende und Fröhliche, fortgezogen. Er hatte gesagt, er wolle sich das Volk und die Städte der Weißen ansehen und viel Gold dort suchen, doch er war nicht mehr zurückgekommen. Dann wurde Nomjiba, die schöne Prinzessin, die Perle des ganzen Stammes, von einem wundersamen Geiste ergriffen und irregeleitet, bis sie endlich wie ein Wandervogel forteilte, um nicht wiederzukehren. Das Schrecklichste aber war, daß selbst Dhlavela, der Thronerbe, fortgegangen war, angeblich, um die Verlorene zu suchen, und daß auch er jetzt zögerte, in die Heimat zurückzukehren. Da mußten offenbar die Geister der Vorfahren dem Volke zürnen, und es war hohe Zeit, sie durch Opfer und große Festlichkeiten zu versöhnen und milder zu stimmen. Es wurde unter vielen Zeremonien ein Opferstier geschlachtet, eine Feier, woran das ganze Volk, jung und alt, teilnahm. Man setzte sich zusammen, aß und trank, und vereinigte sich dann zum fröhlichen Spiel, und das Singen und Tanzen, Trinken und Lärmen dauerte fort bis in die tiefe Nacht hinein.

Da näherten sich unsere beiden Reisenden, Dhlavela und Johannes, dem Königskraal. Sie haben den wilden heidnischen Lärm schon von ferne gehört und wissen recht wohl, was das zu bedeuten hat. „Ach“, seufzte Johannes, „wann wird doch unser armes Volk seinen unseligen Irrtum erkennen und von solchem Treiben ablassen?“ Selbst Dhlavela, obschon noch Heide, fühlte sich durch diesen Lärm abgestoßen. Welch' ein Gegensatz, dachte er, zwischen dem weihewollen Frieden und der hl. Stille, die drüben, auf der christlichen Missionsstation waltet, und dem wilden, törichtesten Gebahren

meines Volkes! Man könnte glauben, sie wären alle von Sinnen.“ — Sie wollten unter diesen Umständen den Königskraal gar nicht betreten, sondern im Freien übernachten. An der Quelle, dem Lieblingsaufenthalte ihrer Schwester Maria, wollten sie der Ruhe pflegen und den kommenden Tag abwarten.

Johannes entblößte sein Haupt, kniete nieder und betete mit schön gefalteten Händen fromm und innig sein Nachtgebet und legte sich dann auf seine Reisematte nieder, wo er, müde und erschöpft, bald einschlief. Dhlavela hatte ihn mit Bewunderung beten sehen; er selbst konnte noch nicht beten, doch er ahnte, daß etwas Großes und Erhabenes um das Gebet sein müsse. Seine Geschwister, Maria und Johannes, die so schön zu beten wußten, erschienen ihm wie höhere Wesen. Er war der Erbe des Reiches, doch wie bettelarm, wie niedrig und bedauernswert erschien er sich selbst diesen beiden gegenüber! Sollte das immer so bleiben? Was hinderte ihn eigentlich, ebenfalls zu beten, Christ zu werden und deren Glück zu teilen? — Ernst, schwere Gedanken beschäftigten seine Seele, und es dauerte lange, bis endlich auch er einschlief.

Menschenbrust, wohl bist du tiefer  
Als des Berges tiefste Schlünde;  
Menschenherz, wohl rätselhafter  
Bist du als die Meeresgründe!

Und Gedanken, lichte, dunkle,  
Kastlos wie die Wasserquelle,  
Gehn bis mitten in den Himmel,  
Gehn bis mitten in die Hölle! —

(J. W. Weber, Dreizehnlinden.)

Die liebe Morgensonne stand schon am Himmel, als die beiden Wanderer erwachten. Im Königskraale war's noch still; alles schlief noch und ruhte aus von dem müden Treiben während der Nacht. Nur die Kinderwelt tummelte sich in munterem Spiele auf dem Hofe zwischen den einzelnen Hütten.

Dhlavela und Johannes betreten ihre Wohnung. Schlaftrunken richten sich die Männer und die jungen Burschen auf, erheben dann die rechte Hand zum Gruß und rufen wie aus einem Mund: „Bavete 'Nkosi!“ Sei gegrüßt, o Fürst! — Einer der jüngeren Indunas aber eilt auf die nächste Bergspitze hinauf, legt die hohlen Hände an den Mund und verkündet in lauten, langgezogenen Tönen, die ringsum ein mächtiges Echo wecken: „Dhlavela, der Inkosi, und Sageni, der Inkosana (junge Prinz) sind gekommen! Die Geister der Vorfahren sind versöhnt, des Volkes Gebet ist erhört, und alles soll kommen, die beiden Prinzen zu begrüßen!“

Da ging nun ein Schreien und Lärmen, ein Singen und Tanzen los an allen Enden und Ecken! Alles lief zusammen, begrüßte freudig die glücklich zurückgekehrten Prinzen und dankte den amadhlozi, die ihr Gebet so rasch, so wunderbar erhört!

Die Indunas aber, die Räte und Beamten des Königs, versammeln sich zu einer großen Beratung im Königskraal. Dhlavela läßt sich auf dem Ehrenplatz nieder, von allen ehrfurchtsvoll begrüßt. Johannes sitzt als königlicher Prinz hart neben ihm. Alles wartet auf eine lange, eingehende Aufklärung und einen ausführlichen Bericht über die Vorkommnisse der letzten Tage und Wochen. Doch Dhlavela blickt überaus ernst und strenge darein, und scheint keineswegs geneigt, viele Worte machen zu wollen. In kurzen, knapp abgemessenen Sätzen erklärt er, wo er Nomjiba, seine Schwester, gefunden und daß er ihr gestattet habe, noch

eine Zeit auf der Missionsstation zu bleiben; später würde sie dann aus freien Stücken zurückkehren. Prinz Sageni sei ebenfalls bei den Weißen in die Schule gegangen und Christ geworden. Er werde vorläufig hier bleiben; niemand aber möge es wagen, ihm wegen seines Glaubens lästig zu fallen! Dann erhebt er in gebieterischer Geste seine rechte Hand und ruft: „Kuningi manje, hambani! Genug für jetzt, geht von dannen!“ — Ein schwarzer Fürst ist an kein so lästiges Zeremoniell gebunden, wie ein weißer und kann sich daher schnell behelfen.

„Bayete 'Nkosi! Es lebe der Fürst!“ riefen die schwarzen Indunas und krochen schleunigst zur engen Kraalöffnung hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

### Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Heller.

Gzenstochau. — Vor mehr als Jahresfrist erzählte ich den geehrten Lesern des Vergißmeinnicht von drei armen, hochbetagten Greisen aus dem Amakusa-Stamm, die bei der heiligen Taufe die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar erhielten. Alle drei hat inzwischen der liebe Gott zu sich gerufen; mögen sie an ihm einen gnädigen Richter gefunden haben!

Um nun mein damals gegebenes Versprechen zu halten, will ich diesmal von einer zweiten Gruppe armer Notleidender erzählen, die ich auf meinen katechetischen Exkursionen in fast unzugänglichen Tälern und Schluchten antraf. Es waren noch junge, doch hartgeprüfte Leute; da gab es Stumme, Blinde und Aussäzige.

„Wie, gibt es denn unter den Naturvölkern, zumal unter den tapferen, urwüchsigen Sulus, auch solche Gebrechen?“ so lautet manche brieftliche Anfrage aus Europa und Amerika. Die Antwort darauf mögen folgende Zeilen sein. Ich rede natürlich nur von jenen Unglücklichen, die ich selbst bei meinen Katechesen näher kennen lernte. Wie viel Blinde, Taubstumme und Aussäzige es in ganz Natal gibt, weiß Gott allein. Die hiesigen Volkszählungen lassen an Genauigkeit viel zu wünschen übrig, und Blinden-Institute, sowie Taubstummen-Anstalten sind hier noch unbekannt. Ein Aussäzigen-Heim ist zwar vorhanden, doch es ist von den Eingebornen sehr gesüchtet. Daher pflegen sie ihre vom Auslaß behafteten Kranken sorgfältig vor den Polizei-Organen zu verstecken.

Zunächst ein konkreter Fall: Vor zwei Jahren etwa wurde zwei Stunden von unserer Missionsstation Gzenstochau entfernt am großen Nisi-Busch in Nganezis Kraal eine neue Katechesenstelle eröffnet. Durch den Reiz der Neuheit angelockt, kamen neben den Frauen und Kindern auch eine große Zahl Männer und junger Burichen herbei. Unter letzteren befand sich auch ein netter Junge im Alter von 17 bis 20 Jahren. Der wandte während des ganzen Unterrichtes sein Auge von mir ab, so daß ich mich über den aufmerksamen Zuhörer sehr freute. Als ich aber eine leicht zu beantwortende

Frage an ihn stellte, erhielt ich keine Antwort. Ich wiederholte die Frage, — nochmals absolutes Still-schweigen. Ich frage nach seinem Namen, — er rührt sich nicht.

Nun stand ein Mann auf, Gazi mit Namen, und gab mir folgenden Aufschluß: „Der junge Mann hier ist mein Bruder, namens Keto. Er ist nicht eigensinnig, wie du vielleicht vermuten magst, weil er dir keine Antwort gibt, nein, er hört nichts und kann auch nicht sprechen. Er ist ein Isimungulu, ein Taubstummer. Er wurde als kleines Kind schwer krank und hat dadurch das Gehör verloren; deshalb lernte er auch bis auf den heutigen Tag nicht sprechen.“

O wie bedauerte ich den armen Jungen! Er war also taubstumm und dennoch kam er mit den anderen Burichen regelmäßig zur Katechese. Und wie still und ruhig er dafaz und mich mit seinen großen, klaren Augen so fragend ansah! Wie gerne hätte er auch ein Wörtchen von dem verstanden, was die andern so begierig aufsaßen! Gab es denn gar kein Mittel, dem fleißigen Schüler auch etwas vom lieben Gott und den übrigen Hauptwahrheiten unseres christlichen Glaubens beizubringen? Ich versuchte es mit der Zeichensprache, wie sie im Trappistenorden üblich ist. Doch das waren will-



Gremde, an der Missionsstation vorbeireisende Heiden erhalten einen Imbiss.

fürlich gewählte Zeichen, die er natürlich nicht verstehen konnte. Die Zeichen seiner Kameraden, die beständig mit ihm umgingen, verstand er recht gut. So bedeuteten ihm diese, er solle mein Pferd auf dem Berge holen und satteln. Sofort rennt er schnellfüßig wie ein Reh den Berg hinan, bringt das Pferd und sattelt es. Also gab es doch ein Mittel, sich dem Jungen verständlich zu machen. Uebrigens wollte ich für heute unsern geehrten Lesern nicht vom taubstummen Kato erzählen, sondern von einem anderen jungen Mann, der ungleich ärmer daran ist, ich meine von Dingindawo, dem armen Ausjäzigen. Er war jetzt 30 Jahre alt, mochte früher ein bildschöner junger Mann gewesen sein, doch schon seit Jahren fraß an ihm die schrecklichste aller Krankheiten, der Ausjaz, und machte ihn namenlos unglücklich.

Seine Heimat war in Empumulwana im Amakuzi-Stamm; er war der nächste Nachbar des blinden Palthajar, des Trämers. Obschon sein Kraal nur fünf Minuten von unserer Katechesenstelle entfernt ist, so erfuhr P. Thomas Neuschwanger, unser eifriger Missionär, der dort religiösen Unterricht erteilt, doch erst nach einem Jahre von seinem Zustand. Wie schon oben angedeutet, pflügen die Schwarzen ihre mit dem Ausjaz behafteten Kranken zu verstecken, damit nicht etwa die Polizei kommt und sie zwangsweise nach dem Ausjäzigen-Heim schafft, d. h. in der Kapkolonie nach der Robben-Insel, und in Natal nach dem Bluff bei Durban. Eines Tages nun reitet P. Thomas an der Hütte Dingindawos vorbei. Der Kranke sitzt im Freien an der Sonne, hat beide Füße mit alten Tüchern umwickelt und macht ein ungemein betrübtes Gesicht. Der menschenfreundliche Missionär fragt ihn, was ihm fehle. Die Antwort lautet: „Ich bin krank, schwerkrank und zwar schon seit vielen Jahren.“ Nun kommen die beiden ins Gespräch, wobei der Kranke zuletzt den Wunsch äußert, bei den Ama-Romas (auf der katholischen Missionsstation) im Krankenhause wohnen zu dürfen. P. Thomas, der noch keine Ahnung hatte, an welcher schrecklicher und ansteckender Krankheit der arme Mann litt, gab eine ausweichende Antwort und sagte, er wolle die Sache vorerst mit dem P. Superior und dem Bruder Krankenwärter besprechen; dann ritt er seines Weges weiter.

Am Abend kommen die Brüder und Verwandten des Ausjäzigen von der Feldarbeit heim und hören, der Umfundisi wama-Roma (der Missionär) sei dagewesen, habe freundlich mit dem Kranken gesprochen und sogar die Möglichkeit durchblicken lassen, ihn zur Pflege mit sich auf die Missionsstation nehmen zu wollen. Das war nun etwas nach ihrem Sinn! Man hielt einen Familien-Rat und einigte sich schnell zu dem Beschluß, den Kranken schleunigst zu den Ama-Romas zu schaffen. Schon am nächsten Tag kamen sie mit ihm in Ezenstochau an. Der arme Dingindawo war von dem langen, anstrengenden Ritt halbtot. Sie hatten den Vermisten, dem die Füße schon halb abgefaul waren und der auch keine Finger mehr hatte, die Zügel zu halten, auf ein Pferd gesetzt. Ein Mann lenkte das Pferd und ein zweiter ging zur Seite und stützte fortwährend den Kranken, daß er nicht herunterfiel.

Bruder Eduard, unser Krankenwärter, immer dienstbereit, wenn es gilt, einem Armen zu helfen, half dem in Lumpen eingehüllten Dingindawo vom Pferde herunter und trug ihn mit Hilfe der beiden Männer in eine abseits stehende Strohhütte. Er freute sich, um Gotteslohn wieder einem armen, kranken Menschenkinde liebevolle Pflege angedeihen lassen zu können, bereitete ihm ein weiches Lager, sorgte schnell für eine kleine Er-

frischung und eilte dann zum Hochw. P. Superior, ihm die Ankunft des kranken Dingindawo von Empumulwana zu melden.

P. Superior erlaubte es, daß der Kranke unter der Pflege des Bruder Eduard auf der Missionsstation bleibe, vorausgesetzt, daß die Krankheit nicht ansteckender Natur sei, denn noch immer hatte keiner von uns eine Ahnung, daß man einen Ausjäzigen im Hause habe. Die beiden Männer, die ihn gebracht hatten, erschöpften sich in Dankesbezeugungen, nahmen vom Kranken schnell Abschied, und eilten nach ihren Kraals zurück. Daß ihr kranker Bruder bei den Ama-Roma gut aufgehoben sei und daß es ihm an menschenfreundlicher Pflege nicht mangle, wußten sie, nur das eine Bedenken mochte in ihnen aufsteigen, die Missionäre könnten ihren Entschluß bereuen und ihnen den Kranken wieder aufhalsen. Daher die Eile, mit der es die beiden wieder heimwärts trieb. (Fortsetzung folgt.)

### Leidenschaft macht blind.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Jede Leidenschaft ist eine dunkle, unheilvolle Macht, doch doppelt gefährlich beim armen Heiden, der keine Gottesfurcht und keine Gottesliebe kennt und daher nie gelernt hat, aus höheren Gründen sich selbst zu überwinden. Gefeselt sich dazu noch ein krasser Aberglaube, so ist dem Unheil vollends Tür und Tor geöffnet.

Ende Juni 1913 hat sich in hiesiger Gegend ein gar trauriger Fall ereignet, indem ein junger Zulu aus geringfügigem Anlaß seinen leiblichen Bruder erschlug. Die Sache verhielt sich so: In Emvogana, das etwa drei Wegstunden von unserer Missionsstation entfernt ist, war ein heidnischer Kraalbesitzer gestorben. Kaffrischer Sitte gemäß trat nun in der zahlreichen Familie der ältere Bruder seinen Geschwistern gegenüber in die Rechte und Pflichten eines Kraaloberhauptes ein. Er hieß Maganda und scheint sonst kein übler, wohl aber ein abergläubischer und jähzorniger junger Mann gewesen zu sein. Da es hiezulande Sitte ist, daß die jungen Männer abwechselnd für eine gewisse Periode in die englischen Städte gehen, um sich das nötige Geld für die Steuerabgaben und sonstigen Auslagen zu verdienen, verließ Maganda ebenfalls auf längere Zeit den heimatischen Kraal. Die Stelle des Hausherrn sollte inzwischen sein jüngerer Bruder, Scefana mit Namen, versehen.

Nun muß ich hier noch bemerken, daß der heidnische Kaffer häufig seinen Wohnort wechselt. Der Hauptgrund hiervon ist sein Aberglaube. Wie schon wiederholt in diesem Blättchen bemerkt wurde, schreibt der Kaffer fast jede Krankheit einem geheimen zauberischen Einfluß zu. Wird also irgend jemand in der Familie krank, so ist entweder der Wohnort schuldig, auf dem eine Art Fluch lastet oder irgendein bösegesinnter Mensch in der Nachbarschaft; anders kann er sich das gar nicht denken. Stirbt ein Mitglied der Familie, so wird zunächst die Hütte, welche der Verewigte bewohnte, niedergebrannt, dann aber zieht sich der Hausherr bald nach einem andern Wohnsitz um, wo er sich in Frieden niederlassen kann. Auf dem alten Platz hält er sich nicht mehr für sicher, da würde sicherlich bald wieder der eine oder der andere erkranken oder gar von neidischen, haßerfüllten Menschen heimlich aus der Welt geschafft werden. Solche Ideen erfüllten auch den Kopf unseres Maganda.

Während seiner Abwesenheit nun kam ein fremder Kaffer mit seiner Familie daher und ersuchte den Sce-

fana, der, wie gesagt, als Hausherr fungierte, um die Erlaubnis, sich in der Nähe anzusiedeln zu dürfen. Scefana, gutmütig wie er war, erlaubte es ihm, ohne zu bedenken, welche Folgen das für ihn haben könne.

Nun kommt plötzlich Maganda nach Hause. Er sieht und hört, was geschehen ist und zeigt sich über die

Handlungsweise seines Bruders höchst ungehalten. Er konnte gar nicht begreifen, wie Scefana nur so unvorsichtig hatte sein können. Wer kannte die neuen Ansiedler und ihre Pläne näher? Niemand. Vielleicht waren sie bössartige Zauberer und Mswelabonas, Weutelmörder, vor denen kein Mensch sicher war. Da



Der Schnellzug kommt! (Siehe Text Seite 83.)

konnte jetzt nächstens wieder ein Sterbefall vorkommen, und wenn man auch fortzog, wer weiß, ob es gelingen wird, ein Plätzchen zu finden, wo man vor diesen Menschen sicher ist. Und an all dem ist sein Bruder Scefana schuld, der ohne sein Wissen diese Menschen hereingelassen hat! Solche und ähnliche Gedanken quälten unsern Maganda Tag und Nacht.

Eines Tages sitzt Scefana still und ahnungslos in der Nähe seiner Hütte. Da nähert sich ihm sein Bruder Maganda und versetzt ihm mit einem derben Knüttel, ohne ein Wort zu sagen, einen wuchtigen Hieb auf den Unterleib. Stöhnend bricht der Ärmste zusammen, indem er noch die Worte stammelt: „Kanti uyangibalala!“ (Du bringst mich also um!) — Sofort bildet sich an der getroffenen Stelle eine große Geschwulst; es tritt ein heftiger Brechreiz ein, und dem Mund entquillt schwarzes Blut in Menge.

Mit letzter Kraftanstrengung kriecht Scefana der Hütte zu. Hier wird er von den Seinen bemerkt und alles eilt herbei, ihm zu helfen. Selbst Maganda, der Uebelthäter, wird plötzlich von bitterer Reue erfasst und wendet eigenhändig verschiedene Medizinen an, die Wunde zu heilen. Man ruft den Arzt, umsonst, er kann nur noch den bereits eingetretenen Tod konstatieren. —

Inzwischen mußte die Begebenheit der Polizei gemeldet werden, und Maganda wurde sofort gefänglich eingezogen. Er wird seiner Strafe nicht entgehen. Die englischen Gerichte sind in solchen Fällen sehr streng. Erst kürzlich wurden in Mariburg zwei Schwarze hingerichtet, die in der Nähe von Umzinto ein Frau und zwei Kinder ermordet hatten.

Wie glücklich sind doch im Vergleich zu diesen Heiden unsere Neuchristen! Sie lernen Gott fürchten und ihre Leidenschaften bezähmen, so daß bei ihnen solche Dinge von selber ausgeschlossen sind.

### Der Schnellzug kommt!

(Siehe Bild Seite 37.)

§ Von den Wohn-, Speise- und Schlafräumen unserer schwarzen Knaben in Mariannahill führt eine massive Steintreppe hinauf zur neuen Schule, dem ersehnten Ziel so mancher Kaffernburschen, der nach Mariannahill kommt, um auch etwas zu lernen. Die Treppe ist, wie auf dem Bilde im heutigen Vergißmeinnicht zu sehen, ziemlich steil und hat ein schweres Geländer von glatten, glasierten Ziegelsteinen, und wenn man sich darauf setzt, so geht's nach dem Gesetze der Schwerkraft im Fluge abwärts — wie geschmiert. Das hat ein Knabe bald heraus. Es ist zwar verboten, da herabzurutschen, weil Br. Felix, der Bekleidungsinspektor und Hausvater der Knaben, zu sehr der Ueberzeugung huldigt, daß Hosenböden auch Geld kosten. Aber auf welches Knabengemüt übt eine solch schöne glatte Rutschbahn nicht einen unwiderstehlichen Reiz? Was Wunder also, daß die Knaben in Punkt Dauerhaftigkeit der Hosenböden den Ansichten des Br. Felix skeptisch gegenüberstehen. Und so ist denn eines Tages das strenge Verbot vergessen, und das lustige Spiel beginnt. Ein greller Pfiff! Hui! Der Schnellzug kommt! und in saufender Fahrt geht's zur Unterwelt hinab. Das Ende der Rutschbahn hat zwar einen kleinen Knix; es setzt daher unten stets eine Entgleisung und Karambolage ab, und die kleinen Waghälse kugeln übereinander, durcheinander und wieder auseinander. Im Sturm die Treppe hinauf! Im saufender Fahrt wieder hinab und so fort mit einem

Eifer, der einer guten Sache Ehre machte. Aber wartet nur, ihr übermütigen Schlingel! Bruder Narcissus, Arbeitsvorstand und Pedell der Schulknaben, hat schon im Geheimen Anzeige erhalten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wird er, ein pädagogisches Instrument von unfehlbarer Wirkung in der Hand, in euren Jubel fahren und euch die Hosenböden gut verfohlen, damit sie länger halten! —

### Im Kreuze ist Heil!

Von Schw. M. Dulcissima, C. P. S.

Fest an's Kreuz will ich mich schmiegen,  
Ob in Freude, ob in Schmerz,  
Dort, an dem Cr. d. i. Herzen.  
Wird mir so wohl um's Herz!

Trias Hill. — Ein Kampf und ständiger Streit ist des Menschen Leben. Wer von unsern geehrten Lesern hätte das nicht schon an sich selbst erfahren? Doch das gläubige Christentum schreckt vor dem Leiden nicht zurück, in welcher Form und Gestalt es immer kommen mag. Es heißt, im Leiden erprobt sich die Liebe. Zeuge davon ist auch unsere schwarze Brigitta, von der ich heute unseren Lesern erzählen will.

Die mutige Kleine kam vor etwa zwei Jahren hieher in unsere Missionschule. Sie war, wie es hierzulande oft vorkommt, schon an einen kaffrischen Jungen verkauft, doch befand sich letzterer ebenfalls auf unserer Station. Das Mädchen befandete vom ersten Tage an einen großen Eifer für den christlichen Unterricht. Sie war talentiert, konnte bald lesen und schreiben, zeigte Geschick zu jeder Arbeit und war dabei stets willig und gehorham, kurz, man sah, daß sie noch ein reines, unverbildenes Herz hatte. Ob ihres heiteren, geselligen Wesens war sie allgemein beliebt. Vielsach bewunderte ich an ihr auch ihren festen, unerschrockenen Mut; was sie einmal im Sinn hatte, führte sie auch aus, und trotz ihrer schwächlichen Natur schreckte sie vor keiner Mühe und Anstrengung zurück.

So verstrich geraume Zeit, und nach glücklich bestandnem Katechumenat wurde sie auf dem Namen „Brigitta“ getauft. Wer beschreibt ihr Glück! Nun war sie ein Kind Gottes und jeder neue Tag, den Gott ihr schenkte, verwendete sie ausschließlich zu seinem Dienste. Bald durfte sie auch in der hl. Kommunion dem Sakramente der Liebe sich nahen, und nun war ihr Glück und ihre Freude übertoll. Ihr liebstes Plätzchen war fortan in der Nähe des Tabernakels; da war es so still und traut und konnte sie so recht von Herzen mit dem lieben Gott verkehren. Auch dem christlichen Unterrichte lauschte sie stets mit höchstem Interesse; am liebsten hörte sie die Geschichte von Heiligen, die um ihrer Unschuld und ihres hl. Glaubens willen gemartert worden waren.

Mit der Zeit wurde das früher so heitere und lebenslustige Mädchen immer stiller und nachdenklicher. Ich glaubte, es müsse sie ein geheimer Kummer drücken, und wartete daher nur auf eine günstige Gelegenheit, sie darüber zur Rede zu stellen. Da kam sie eines Tages ganz unerwartet aus freien Stücken zu mir und gestand, sie habe schon am Tage ihrer hl. Taufe den Entschluß gefaßt, nie zu heiraten und wolle nun ihrem Burschen das mitteilen, damit er sich nach einem andern Mädchen umsehe. — Ich gestehe offen, ich schenkte ihren Worten nur wenig Glauben und meinte, sie solle über so was gar nicht reden, denn alle Mädchen hierzulande pflegten sich zu verheiraten; zugleich wollte ich sie mit

diesen Worten auch ein wenig prüfen. — Die prompte Antwort war: „Warum sollte ich denn darüber nicht reden dürfen? Das ist doch keine Sünde; und mein Herz sagt mir, ich werde diese meine Gesinnung niemals ändern.“ — Nun ja, dachte ich mir, wir wollen ja sehen!

Da kam die Zeit der Schulferien heran. Alle unsere Kinder packten ihre Sachen und Sädelchen zusammen und zogen jubelnd dem heimatlichen Kraale zu; denn auch der Schwarze liebt die Hütte, in der er geboren, über alles und hängt gar sehr an seiner Familie. Nur

genannten Jungen eine Ehe einzugehen. Infolgedessen erklärte der Richter, der Vater habe an jenen die Dohsen herauszugeben, das Mädchen aber müsse in den elterlichen Kraal zurück.

Letzteres war für Brigitta ein schwerer Schlag, denn sie wußte zum voraus, was unter den obwaltenden Umständen daselbst auf sie warte. Als sie mit der Rückkehr ein paar Tage zögerte, lief der Vater, ein hartgesinnter Heide, schnurstracks vor Gericht. Brigitta wurde ein zweitesmal vorgeladen, und der Entscheid lautete:



Lasset die Kindlein zu mir kommen. Aus d. m. Gemälde von Th. Bistewicz.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Brigitta und noch ein paar andere Mädchen blieben auf der Missionsstation zurück.

Auf einmal erfuhr ihr Bursche — ich weiß nicht, wie es kam — von ihrer Sinnesänderung. Er eilt sofort zum Gerichte und stellt Klage, denn er hat für das Mädchen schon den Kaufpreis, eine gewisse Anzahl von Dohsen, erlegt. Der Richter fordert die Eltern samt dem Mädchen vor sich. Brigitta erschrak, doch erklärte sie beim Weggang von der Station: „Schwester, ich werde meinen Entschluß nicht ändern, mag man mir Schmeichelworte jagen, oder mich mißhandeln; nichts soll in meinem Vorjake mich wankend machen!“ Tatsächlich weigerte sie sich vor Gericht standhaft, mit dem

„Vater, nimm dein Kind und geh' mit ihm nach Haus. Tut sie es nicht und kehrt sie eigenmächtig zur Missionsstation zurück, so zeige es uns an!“ Da blieb also dem armen Mädchen vorläufig nichts anderes übrig, als ruhig mitzugehen. Sie gab übrigens die Hoffnung nicht auf.

Zunächst wurde ihr gestattet, zur Missionsstation zu gehen, ihre Kleider zu holen. Der abergläubische Vater nahm die Würfel zur Hand und warf das Los, zu sehen, ob sein Kind aus freien Stücken zurückkäme. Das Los fiel günstig, und Brigitta kam tatsächlich zurück. Darob nun große Freude und allgemeiner Triumph im Kaf-ferkraal! Es wird ein Ziegenböcklein geschlachtet, man

ißt und trinkt, man ladet das Mädchen ein, fleißig mitzutun und gibt ihm eine volle Woche hindurch nur süße, freundliche Worte.

Nun kommt der Sonntag. Brigitta stellt Samstags früh die Bitte, zur Missionsstation gehen zu dürfen, um selbst der heiligen Messe beizuwohnen zu können. Sie muß sich frühzeitig auf den Weg machen, denn sie hat eine volle Tagereise dorthin. — Die Eltern sind erstaunt, verstimmt, hatten sie doch gehofft, das Mädchen, das alles Bisherige hatte stillschweigend über sich ergehen lassen, habe seine Gesinnung geändert. Zuletzt lautet der Bescheid: „Gut, gehe hin, aber wisse, es ist nun das Letzte mal, daß du gehen darfst!“ — Mit Tränen in den Augen kommt die kleine Dulderin hier an, doch gestärkt durch den Empfang der heiligen Sakramente, kehrt sie wieder in den heidnischen Kraal zurück.

Nun beginnt ihre eigentliche Leidenschule. Die Eltern bestehen auf eine Heirat; entweder solle sie jenen Burschen nehmen, der schon den Kaufpreis für sie bezahlt hat, oder irgend einen Heiden, damit der Vater nicht um die Heiratsgabe komme. Brigitta erklärt, sie dürfe als Christin keinen Heiden heiraten und setzt im übrigen den Drohungen der Eltern ein beharrliches Stillschweigen entgegen. — Wieder kommt der Sonntag. Diesmal wagt sie es gar nicht, um Erlaubnis zu bitten und schleicht sich daher heimlich fort. Bitterlich weinend kommt sie auf der Missionsstation an und erklärt, sie könne auf keinen Fall mehr in den Kraal zurückkehren, man habe ihr schwere Mißhandlungen angedroht.

Nun glaubte unser Hochw. P. Superior eingreifen zu müssen. Er schilderte in einem längeren Schreiben die Zwangslage des bedrängten Mädchens und schickte es mit dem Schreiben vor Gericht. Hier aber hieß es: nach den hiesigen Gesetzen steht ein unverheiratetes Mädchen unter der Gewalt des Vaters. Letzterer darf es allerdings nicht zwingen, sich gegen seinen Willen zu verheiraten, noch weniger darf er es körperlich mißhandeln. Sollte er letzteres wagen, so stände dem Kinde der Weg zum Gerichte offen. — Vorläufig mußte also Brigitta wieder heim. Sie dachte: wenn ich den Worten des Priesters folge, wird mich der liebe Gott nicht verlassen, und zur heiligen Messe will ich jeden Sonntag gehen, koste es, was es wolle.

Bei der Rückkehr in den Kraal fragt sie der Vater, wo sie solange gewesen sei. Sie gestand ihm alles, auch daß sie bei Gericht gewesen sei und was man ihr dort gesagt habe. Der stolze Heide war nicht wenig ergrimmt, daß sein Kind es gewagt hatte, gerichtlichen Beistand anzurufen, doch hielt er vorläufig mit seinem Zorn noch zurück; als aber das Mädchen in eine nebenanliegende Hütte ging, dort ihre Kleider zusammenschürte, und die Mutter nun Verdacht schöpfte, sie wolle wieder zur Missionsstation zurück und dem Vater gegenüber Lärm schlagen, da war es aus! Seine Wut konnte einfach keine Grenzen mehr; er schlug das Mädchen mit einem Stocke so grausam, wie nur ein Heide schlagen kann, gab ihm Faustschläge ins Gesicht, hob es zuletzt auf und schleppte es in den Kraal zurück, wo er es mit Bastriemen binden und solange quälen wollte, bis es ihm in allem gefügig wäre. Auf herzliches Bitten Brigittas ließ er übrigens vom Binden ab; doch wunderte sich der abergläubische Mann, daß das Mädchen trotz der schrecklichen Mißhandlung weder geweint, noch sonst einen Laut von sich gegeben hatte, er glaubte, dies sei die Wirkung einer ihm unbekanntem Medizin, die es auf der Missionsstation erhalten hatte.

Am nächsten Sonntag sollte Brigitta in Begleitung ihrer Tante die nahe gelegene protestantische Kirche besuchen. Sie ging gelassen mit, erklärte aber bei der Kapelle angekommen, sie dürfe hier nicht eintreten und wolle sich im Freien niedersetzen. Man glaubte ihr und ließ sie allein. Während aber alle in der Kapelle kräftig am Singen waren, schlich sie fort, anfangs langsam, um nicht sofort als Flüchtling erkannt zu werden, dann aber lief sie wie ein geschuchtes Reh der Missionsstation zu.

Ganz erschöpft und mit schrecklich verschwollenem Gesicht kam sie am nächsten Morgen um 9 Uhr hier an; doch ob schon sie seit 24 Stunden nicht mehr das Geringste gegessen hatte, verschmähte sie vorerst jede irdische Speise und bat den Priester nur um das Brot des Lebens, um die heilige Kommunion.

Seitdem weilt das startmütige Mädchen wieder hier. Der Vater hat durch seine grausame Mißhandlung das Recht verloren, sein Kind zurückzuholen; er weiß das und fürchtet das Gericht.

Wer kann einem solchen heldenmütigen Kinde, einem schwachen, neubekehrten Mädchen, seine Bewunderung versagen? Uebrigens steht dieser Fall nicht vereinzelt da. Es ist hierzulande leider Regel, daß die verblendeten heidnischen Eltern ihre Mädchen gegen eine gewisse Anzahl Ochsen verschachern, ohne sich im mindesten um deren Zustimmung zu kümmern. Andererseits ist aber oft ganz erstaunlich, wie mutig viele dieser Mädchen um ihr Recht und ihren heiligen Glauben kämpfen. Gebe Gott, daß sie in diesem Kampfe mutig ausharren bis zum glorreichen Siege! —

Wer schenkt diesen guten Neubekehrten ein andächtiges Ave Maria? Wer hat für die brave, mutige Brigitta eine kleine Liebesgabe übrig? Ich dünkte, so ein wackeres, nun von seinen Eltern ganz verstoßenes Mädchen wäre einer Unterstützung wert.

## Eine Tageschule für Kuli-Kinder.

Von Dr. Siegfried.

Mariannahill. — Zwischen unserm Mutterkloster Mariannahill und der Hafenstadt Durban, von letzterer noch eine gute Wegstunde entfernt, erhebt sich ein weit hin sichtbarer Bergkegel, der noch von der Burenzeit her den Namen Kooi-Kopjes oder Rot-Hügel trägt. Hier besaßen wir seit Jahren ein kleines Stück Land mit einem Stall und einer armseligen Hütte darauf. Zweck des Ganzen war, für unsere Lastfuhrwerke, die jahraus jahrein zwischen Mariannahill und Durban verkehrten, einen Ruhepunkt und eine Haltestelle zu haben.

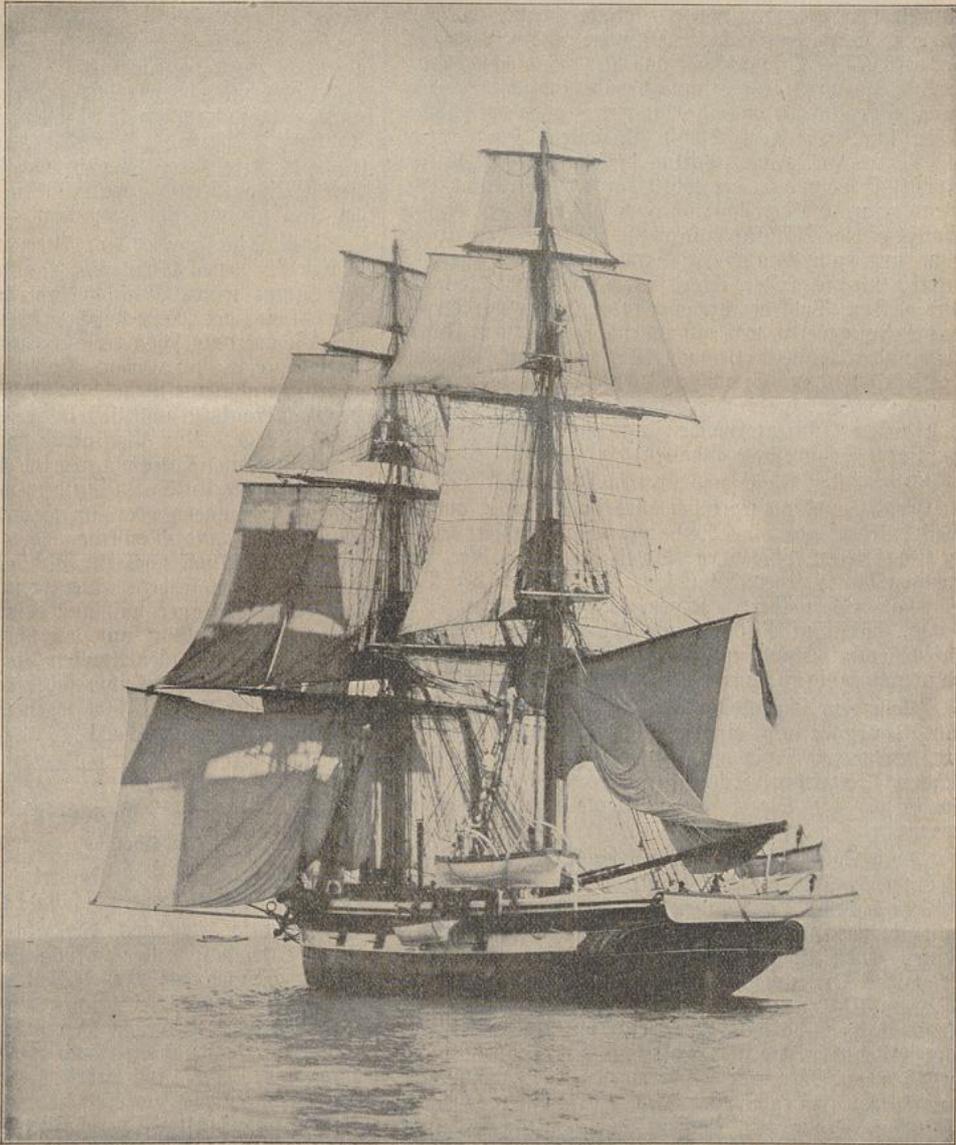
Der Senior unserer Brüder, der gute Bruder Robert, könnte uns erzählen, was er da innerhalb eines Vierteljahrhunderts alles durchgemacht hat. Gewöhnlich fuhr er Montag früh mit seinem schweren, von 18 Ochsen gezogenen Burenwagen in Begleitung von ein paar Kaffernburschen von hier ab. — Später, als ihm eine verheerende Viehsenche alle Ochsen weggerafft hatte, benützte er zehn Maulejel — machte dann in „Rankweil“, wie P. Franz die kleine Farm am Rothügel benannt hatte, Halt, und blieb dort über Nacht, um am nächsten Morgen vollends nach Durban zu fahren, dort die nötigen Geschäfte zu erledigen und gegen Abend nach Rankweil zurückzufahren. Am Mittwoch kam er zurück nach Mariannahill, und am Donnerstag begann die Fahrt von neuem. So hielt er es Woche um Woche, Sommer und Winter, bei jeder Witterung viele, viele Jahre lang. Nachdem er etliche 17 Jahre und darüber den beschwerlichen Dienst

getan hatte, baute man ihm in Rankweil ein anständiges Häuschen und für seine wackeren Zugtiere einen Gestall, so daß er sich über solche „Bequemlichkeit“ höchlichst verwunderte. Noch ein kleines Dezennium waltete er in alter Liebe und Treue seines Amtes, dann hörten diese Fahrten auf oder beschränkten sich wenigstens auf die kurze Strecke zwischen Mariannhill und Pinetown. Bruder Robert blieb fortan zu Hause, sein Häuschen in Rankweil aber stand Tag für Tag recht einsam und verlassen da, höchstens daß zeitweilig ein armer Reisender darin eine willkommene Nachtherberge fand; die Farm selbst hatte man längst, weil von Mariannhill zu weit entfernt, an indische Kulis verpachtet.

Letztere sind als fleißige Arbeiter hierzulande sehr gesucht und wohnen mit Weib und Kind zu vielen Tausenden in Natal. Sie sind fast alle noch Heiden. Uns taten namentlich ihre Kinder leid, die auf unserer Farm und in der Nachbarschaft in Menge ohne allen Schulunterricht heranwuchsen. Schon seit Jahren trug man sich mit dem Gedanken, in Rankweil eine Schule für sie zu errichten, doch es fehlte uns in erster Linie an einem ihrer Sprachkundigen; denn diese Kleinen kennen nur ihre indische Muttersprache; sowohl Englisch wie Zulu (Kaffrisch) ist ihnen fremde. Inzwischen trat ein Indier, ein Mann von Bildung, der schon in seiner Heimat eine Schule geleitet hatte, bei uns als Bruder ein. Somit war zunächst eine tüchtige Lehrkraft gefunden. Das übrige ergab sich rasch von selbst. Der Stall in Rankweil wurde in ein freundliches Schullokal umgewandelt und mit einer breiten Veranda versehen. Mariannhill lieferte

die Schulbänke usw.; auch ein kleines Altärchen wurde darin aufgestellt, um zeitweilig die heilige Messe lesen zu können, und zuletzt wurde der ganze Platz von dem wilden Gras und häßlichen Gestrüpp gesäubert, so daß nun das Ganze einen ungemein freundlichen Anblick gewährt. Schon die Lage ist wunderschön; man genießt von der stolzen Bergeshöhe aus einen herrlichen Rundblick über die weite südafrikanische Landschaft bis hinüber zum Gestade des Indischen Ozeans.

Als alles fertig war, schritt man zur feierlichen Einweihung. Es kam eine Menge Volkes zusammen; von Durban waren sogar drei Eirdare, indische Vorsteher, hochangesehene Leute, gekommen, und von Mariannhill fanden sich drei Priester und vier Laienbrüder, unter letzteren auch Schreiber dieser Zeilen, ein. Es war ein prächtiger Sonntagmorgen, als wir uns schon in aller Frühe auf den Weg machten. Die Sonne übergoß Meer



Englische Brigg, wie man sie in erster Linie zur Unterdrückung des Sklavenhandels verwendete.

Stichholz Berlin 68.

und Strand, die Hügel und Wälder mit einem wahren Purpurglanze und weckte in allen Herzen die freudigste Feststimmung. Gegen 9 Uhr begann die eigentliche Feier.

Zunächst wurde die Schule vom Hochw. P. Alexander Haniich eingeweiht. Es formierte sich vor dem Schullokale eine farbenprächtige Prozession. Bruder Martin fungierte als Kreuzträger, ihm zur Seite schritten im Chorröcklein zwei Indierknaben, es folgte der Pfarrer mit seiner Assistentz, die Chorsänger und endlich das übrige zahlreiche Volk. Nach Besprengung der Außenwände mit Weihwasser folgte die Benediktion des Innern. Man sang das „Veni Creator Spiritus“ in Englisch, worauf der Hochw. P. Cyprian Ballweg die erste heilige Messe daselbst zelebrierte, während welcher Gebet und Gesang in kurzen Pausen miteinander wechselten.

Nach dem Evangelium hielt der Zelebrant an die Anwesenden eine englische Ansprache, wobei er etwa folgende Gedanken näher ausführte: „Ein wichtiges, hocherfreuliches Ereignis hat uns hier zusammengeführt, wichtig zunächst für die umwohnende indische Bevölkerung, erfreulich für uns alle, die wir Zeugen der schönen Feier sind. Die neue Schule ist zugleich Kapelle, ein kleines Heiligtum. Patron derselben ist der heilige Apostel Thomas, der soviel für die Befehrung Indiens getan und der sicherlich auch jetzt noch am Throne Gottes eifrige Fürbitte einlegt für all' seine Schützlinge. Was uns zum Bau dieser Schule veranlaßte, war in erster Linie die größere Ehre Gottes, sodann das leibliche und geistige Wohl der armen Kinder, denen wir hiemit das Beste anbieten, was wir ihnen geben können, Unterricht und religiöse Erziehung. Der Herr segne all' jene, die irgendwie zur Errichtung dieser Schule beigetragen haben. Mögen die Indier einen recht guten Gebrauch von diesem Institute machen und ihre Kinder zu recht fleißigem Schulbesuche anhalten!“

Die heilige Messe nahm ihren Fortgang. Bei der heiligen Wandlung warf sich alles in Ehrfurcht auf die Knie nieder, nur eine Reihe ergrauter Indier, Stockheiden, blieben ruhig sitzen. So ist der Heide, hier, dem wahren Gotte gegenüber hat er kein Zeichen der Verehrung, drüben aber in seinem Gözentempel, vor dem toten, häßlichen Bildnis mit seinen sieben Köpfen, kriecht er im Staube und bringt Gebet und Opfer dar. Wie notwendig ist da eine gute, christliche Schule! —

Nach dem Gottesdienste erhielten die Kinder Brot und Limonade nebst einigen Süßfrüchten, wie Drangen und Bananen. Dann begannen die Wettspiele im Sacklaufen, Seilziehen, Schnelllauf und Hochsprung usw., wobei für die Sieger allerlei kleine Preise ausgesetzt waren.

Auch Kaffern hatten sich bei der seltenen Feier eingefunden. Die mußten natürlich ihr *utshwala* (Bier) haben. Die Frauen pflegen es in Blechtöpfen mitzubringen, stellen es während des Gottesdienstes unter einen Baum oder sonst an einen abgelegenen schattigen Ort, um sich später nach vollendeter Andacht daran glücklich zu tun. Von einem Uebermaß im Trinken kann übrigens da keine Rede sein; im Gegenteil ist den guten Leuten, die in der afrikanischen Sonnenthitze oft stundenweite Wege zur Kirche machen, das harmlose Getränk wohl zu gönnen. Nun hätte unser schwarzer Kutcher, Franz mit Namen, auch gerne einen guten Schluck gehabt. Er steht ein paar solcher Töpfchen im Schatten stehen, wirft ihnen lange, begehrlische Blicke zu und bekommt plötzlich einen genialen Einfall: Er

postiert sich einfach in der Nähe als *Wache* auf! Wie dann die Frauen zurückkommen, erklärt er ihnen, welchen Liebedienst er ihnen erwiesen, wie die Viertöpfe bei dem vielen fremden Volk, das heute von allen Himmelsgegenden zusammenlaufe, in großer Gefahr gewesen seien, gestohlen zu werden, wenn er sie nicht mit solcher Treue und Ausdauer bewacht und beschützt hatte. Die Frauen beginnen zu begreifen und laden den ungerufenen Wachposten ein, auch ein wenig mitzutrinken, was sich dieser natürlich nicht zweimal sagen läßt.

So fanden wir ihn mitten unter einer fröhlichen Gruppe sitzend, als wir ihm bedeuten mußten, es sei Zeit, uns auf den Rückweg zu machen. Er hatte offenbar Mühe, unsere Rede zu verstehen, dann aber schlug plötzlich das Pflichtgefühl durch. „Ngizobopa amahashi, ich spanne gleich die Pferde an“, rief er, nahm nochmals einen herzhaften Schluck und riß sich dann los, seines Amtes zu walten. Zwei Stündchen darauf waren wir wieder in Mariannahill. —

Die neue Schule macht sich prächtig. Schon sind über 100 muntere Kullinder darin, und ihre Zahl ist noch fortwährend im Steigen begriffen. Auch eine eigene Kaffernschule will man in Wälbe bei Rankweil errichten. Nur Eines tut uns not: neue frische Arbeitskräfte. Möchte doch der liebe Gott recht viele Missionsberufe erwecken! Die Ernte ist so groß, der Arbeiter aber sind so wenige. —

Zum Schluß noch eine Bitte: Bruder Urban, der Lehrer der neuen Schule in Rankweil, klagt sehr über die Armut seines Missionskirchleins. Es findet sich nur ein einziges Meßgewand in weißer Farbe dort, und dieses schaut dazu schon recht abgenutzt und ärmlich her; Paramente in Rot, Grün, Violett und Schwarz fehlen ganz. Durchschnittlich alle 14 Tage kommt ein Pfarrer nach Rankweil und liest in der St. Thomas-Kapelle die hl. Messe. Nur allzu gerne würde er den dortigen Neuchristen und Katechumenen im Anschlusse daran auch den sakramentalen Segen spenden, wenigstens zeitweilig, wie an Sonntagen oder am Herz-Jesu-Freitag, allein es ist weder eine Monstranz da, noch ein Rauchfaß, weder ein Velum, noch ein Pluviale, nicht einmal ein Aspergil ist zu finden. Wer von unsern geehrten Lesern oder Leserinnen will nun dem armen Kirchlein zu Hilfe kommen? Gott und der hl. Thomas, der große Heilige, der unter allen Aposteln die weitesten Missionsreisen machte, wird es ihm sicher reichlich lohnen. Für jede, auch die kleinste Gabe jagen wir zum Voraus ein herzlichtes „Vergelt's Gott!“

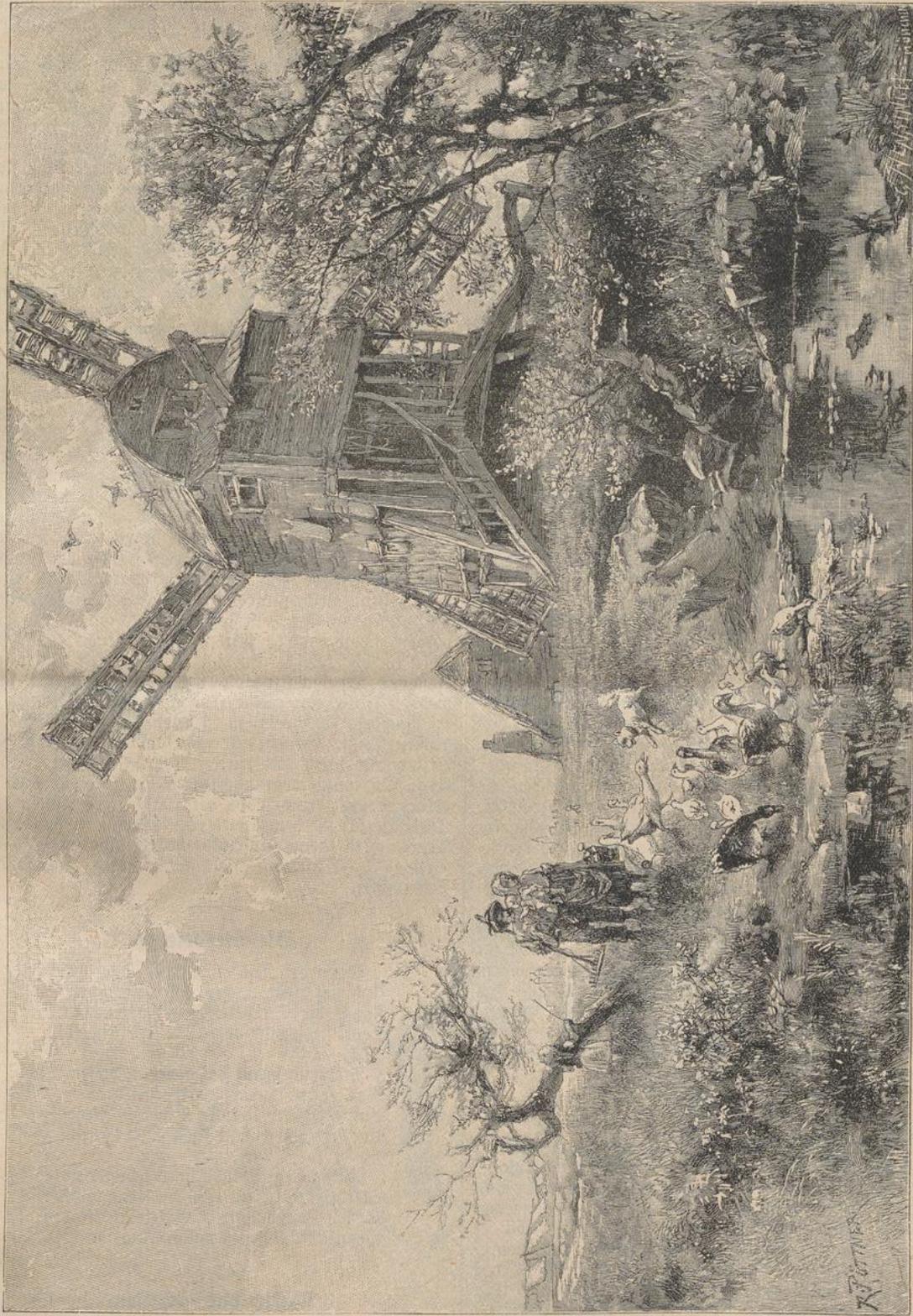
## Genovesa.

Nach Christoph von Schmid.

### 3. Kapitel.

Genovesa wird unschuldig angeklagt.

Genovesa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schlosse in stiller Zurückgezogenheit. Sobald am frühen Morgen das Meßglocklein ertönte, eilte sie zur Schloßkapelle und flehte mit Inbrunst für das Wohl ihres Gatten. Den Tag über suchte sie stets eine nützliche Arbeit auf und hielt auch andere dazu an nach dem Grundsatz: „Bet' und arbeit, — Gott hilft allzeit!“ Den Kranken war sie eine liebevolle Mutter und den Armen und Dürftigen verschaffte sie Arbeit und lohnenden Verdienst. Dabei hielt sie in ihrem Schlosse strenge auf Zucht und christliche Wohlstandigkeit und duldete, soweit es in ihrer Macht stand, kein Unrecht. —



Guignet, Berlin 68.

Windmühlen-Jagd. Von H. Hartner.

ie  
el-  
se  
n-  
ge-  
it  
te.  
ge-  
n,  
  
en  
ei  
n-  
ug  
ni,  
als  
es  
oir  
  
nd  
ift  
me  
bei  
ue  
cht  
ß,  
  
er  
er  
ich  
nd  
er;  
en  
ie-  
lle  
en  
ich  
ig,  
in  
ß,  
in  
le-  
zu  
ße  
s-  
ür  
in  
  
t.  
uf  
am  
ur  
hl  
ß-  
em  
!"  
en  
en-  
ge  
te.

Der Hausmeister, dem der Graf all das Seine übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann und wußte durch sein glattes Auftreten fast jedermann für sich einzunehmen. Doch er war ein Mann ohne Gottesfurcht und Gewissen und suchte bei allem nur seine Ehre und zeitlichen Vorteil. Gleich nach der Abreise des Grafen fing er an, den Herrn und Gebieter zu spielen; er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab viele Festlichkeiten und verschwendete so die Güter seines Herrn. Gegen die alten, treuen Diener des Grafen benahm er sich äußerst hochmütig, zog ihnen von ihrem Lohne ab und gönnte keinem Armen einen Bissen Brot. Nur gegen Genovesa zeigte er anfangs die tiefste Ehrerbietigkeit; diese aber begegnete ihm mit Ernst und Würde und erinnerte ihn mit gemessenen Worten an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen und suchte sein verkehrtes Treiben ihren Augen möglichst zu verheimlichen, dann aber wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt und frech, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte. Genovesa wies ihn natürlich mit dem Abscheu zurück, den er verdiente, doch nun fing er an, sie grimmig zu hassen und beschloß, sie zu verderben.

Die Gräfin, die nichts Gutes ahnte, schrieb an ihren Gemahl einen Brief, schilderte darin den Golo ganz der Wahrheit gemäß und schloß mit der dringenden Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen. Der Küchenmeister, Drago, mit Namen, ein treuer, redlicher Mann, übernahm es, den Brief seiner Herrin durch einen eigenen vertrauten Boten dem Grafen heimlich zu überbringen. Doch dem listigen Golo war dies nicht verborgen geblieben. In dem Augenblick, da Genovesa dem Drago auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den unschuldigen Drago vor ihren Augen nieder und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin entsetzt und sprachlos vor Schrecken in einen Sessel gesunken und den armen Drago in seinem Blute vor ihren Füßen liegend. Golo aber brachte nun gegen die schuldlose Gräfin solch abscheuliche Lügen vor, daß alle Anwesenden darüber tief erröteten. Hierauf schickte er einen Boten mit einem lügenhaften, verläumderischen Brief an den Grafen ab, worin er Genovesa, die beste aller Frauen, als ein treuloses, ehrvergeßenes Weib anklopte, und ließ sie dann in den tiefsten Turm des Schlosses werfen.

Golo kannte die Gemütsart seines Herrn. Der Graf war edelgesinnt, gerecht und großmütig, doch empfindlich und eifersüchtig und von schnell aufbrausendem Zorn. Eine einzig unberrschte Reizung, jagte sich der Bösewicht, genügt, den sonst besten Menschen zu verderben. Golo rechnete sicher darauf, der Graf werde im ersten Anfall seines maßlosen Zorns den Befehl erteilen, seine Gattin hinzurichten.

#### 4. Kapitel.

##### Genovesa im Gefängnisse.

Der Turm, der als Gefängnis für die Uebeltäter diente, war der fürchterlichste unter allen im Schlosse. Genovesa hatte früher nie ohne geheimen Schauer und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorübergehen können, und nun lag sie selbst zu unterst in dem Turme! Ihr Gefängnis war fast, dumpf und unbeimlich wie ein Lotengewölbe. Der Boden war mit Ziegelsteinen gepflastert, und das kümmerliche Tageslicht, das durch ein kleines, schwarzes Eisengitter hereinkam, diente nur dazu, die Schrecknisse dieses Ortes sichtbar zu machen. Hier saß nun die edle Gräfin,

zitternd vor Angst und Schrecken, auf einem Lager von Stroh. Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und daneben lag als einzige Nahrung ein Stücklein schwarzes Brot.

Als sich Genovesa von ihrer Betäubung etwas erholt hatte, faltete sie ihre Hände, erhob die Augen zum Himmel und betete unter Tränen: „O du guter Vater im Himmel oben, siehe, hier liege ich tief unter der Erde und blicke zu dir auf. Ich bin jetzt ganz verlassen und habe niemand mehr als dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer, und meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr; doch du, o Herr, siehst meine Tränen und hörst meine Seufzer. Vater und Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt, doch du bist auch hier an diesem dunkeln Ort, und dein starker Arm ist nicht verkürzt. Drum erbarme dich mein, o bester Vater!“

„O wie glücklich sind doch die ärmsten Menschen im Vergleiche zu mir! Sie sehen doch noch den schönen, blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen, mir aber ist sogar die Sonne genommen, die doch allen leuchtet. Doch nein, ich darf nicht also reden, denn du, o Gott, du bist nun meine wahre Sonne. O gedente mein, und laß es wieder helle werden in meiner Seele!“

Sehr oft kamen Genovesa die Worte des ehrwürdigen Bischofs Hilbolds in den Sinn. „Das also,“ rief sie jammernd aus, „ist das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete meiner dieser dunkle Kerker! Doch, du sprachest von einem Glücke nicht nach Menschenart, und ich weiß, daß Gott die Leiden nur aus Liebe sendet. Unter deinen Prüfungen, o Herr, ist lauter Glück und Segen verborgen, sowie manche bittere Frucht einen gar süßen Kern in sich schließt. So will ich denn diese Leiden getroßt aus deiner Vaterhand annehmen! Mache mit mir, was du willst, nur gib mir deine Gnade!“

Nachdem Genovesa so gebetet hatte, empfand sie großen Trost. Es war ihr nicht anders, als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sei guten Mutes, Genovesa! Du mußt zwar noch vieles leiden, doch aus all deinen Leiden errettet dich der Herr. Jetzt bist du eine Uebeltäterin in den Augen der Menschen, doch eines Tages wird deine Unschuld heller glänzen, als die Sonne!“ — Hierauf fiel sie in einen erquickenden Schlummer.

### Die Sterbekerze.

Wenn der Tod ein müdes Auge bricht  
Und sich treue Augen still besuchten,  
Fängt die Sterbekerze an zu leuchten;  
Denn sie scheint dem Tod ins Angesicht.

Sterbend schaut das Aug' in diesem Dicht  
Was er nie zuvor so klar gesehen.  
Bunte Bilder, dunkle Schatten stehen  
Vor dem Licht und halten schon Gericht. —

Ruhig liegt sie noch und leuchtet nicht.  
Sterbekerze, wirst dich bald entzünden!  
Mögest Freude mir und Frieden künden,  
Wenn im Tod mein müdes Auge bricht! —

Wilhelm Ebelmann.

### Maria hat geholfen.

Mariannahill, 20. Oktober 1912. — Eine unserer Missionschwester hatte im Oberkieser eine eiternde

Wunde, die man zunächst bloß für ein großes Zahn-  
geschwür hielt. Der Arzt, den man zu Rate zog, schnitt  
einmal, ein zweitesmal, und schließlich ein drittesmal,  
doch die Schmerzen wollten nicht nachlassen, steigerten  
sich vielmehr von Tag zu Tag. Schließlich sprach er die  
Befürchtung aus, es stecke ein fauler, toter Knochen im  
Kiefer, der unbedingt entfernt werden müsse; zugleich  
erklärte er, die Operation sei eine höchst gefährliche, und  
die Kranke möge sich dementsprechend vorbereiten.

Die Operation durfte nicht lange verschoben werden,  
denn das Uebel schritt beständig voran und wir  
fürchteten zuweilen, die arme Schwester möge noch in-  
folge übermäßiger Schmerzen den Verstand verlieren.  
Da blieb also keine Wahl. Die Schwester wünschte jedoch,  
man möge zuvor eine Novene zu unserer lieben Frau  
von Lourdes beginnen und gebrauchte, sich recht ver-  
trauensvoll dem Schutz der allerheiligsten Jungfrau  
empfehlend, fleißig Lourdes-Wasser. Alle Schwestern  
beteiligten sich an der Novene. Und der Erfolg? Schon  
am zweiten Tag waren die Schmerzen gänzlich ver-  
schwunden, die Eiterung ließ allmählich nach, und heute,  
drei Tage nach Schluß der Novene, kann die Heilung  
als eine vollständige und dauernde angesehen werden! —  
Der lieben, guten Himmelsmutter sei dafür tausendfacher  
Dank gesagt!

### Gehet zu Joseph.

Ein junger Ordensmann schreibt: „Von einer töd-  
lichen Krankheit her trug ich noch immer ein gewisses  
Uebel mit mir herum, von dem der Arzt erklärte, es lasse  
sich nur durch eine Operation entfernen. Ich hielt nun  
mit einem Freunde eine Novene zu Ehren des heiligen  
Joseph und ließ mich hierauf von dem bezeichneten Arzt  
nochmals untersuchen. Seine Entscheidung war: mein  
Zustand sei jetzt ganz normal, und eine Operation nicht  
mehr notwendig.“

Eine Lehrerin läßt sich  
also vernehmen: „Ich hatte  
schon in meiner Jugendzeit  
durch verkehrte Erziehung und  
böses Beispiel den hl. Glauben  
verloren und irrte  
jahrelang zwischen Trug und  
Wahrheit umher, ohne den  
Weg zur wahren Kirche wie-  
der finden zu können. End-  
lich nahm ich meine Zuflucht  
zur lieben Gottesmutter und  
zum hl. Joseph. Und siehe,  
nach wenigen Monaten legten  
sich die Glaubenszweifel und  
ich kehrte mit der größten  
Neue wieder in den Schoß  
der katholischen Kirche zurück.  
Keine Feder vermag die  
Freude zu schildern und kein  
Herz kann die Seligkeit be-  
greifen, von der mein Inner-  
stes überfloß, als ich mich  
wieder auf dem rechten Wege  
befand! Später half mir  
der hl. Joseph zu einer guten  
Prüfung als Lehrerin und  
zu einer schönen Stellung.  
Ich sage daher der lieben

Mutter Gottes und dem hl. Joseph öffentlich meinen  
herzinnigsten Dank. Veröffentlichung war versprochen!“

„Ich hatte infolge einer Gehirnerschütterung  
zwei Jahre lang rasende Kopfschmerzen; kein  
Arzt konnte mir helfen. Da wandte ich mich an den  
hl. Joseph, und jetzt fühle ich mich wieder vollkommen  
gesund.“ — „Ich litt längere Zeit an Heiserkeit,  
versuchte umsonst allerlei Heilmittel, zuletzt, d. h. nach-  
dem ich mehrere Novenen zur lieben Mutter Gottes, zum  
hl. Joseph und zum hl. Antonius gehalten hatte, verlor  
sich das Uebel von selbst.“ — „Im August v. J. wurde  
ich von einer Krankheit befallen, die mit heftigen  
Ohrenschmerzen verbunden war. Ich befragte  
einen Arzt, doch er konnte mir keine Linderung ver-  
schaffen. Da begann ich eine Novene zur lieben Mutter  
Gottes und zum hl. Joseph, ging am vierten Tag zu  
einem zweiten Arzt und fand sofort die gesuchte Hilfe.“

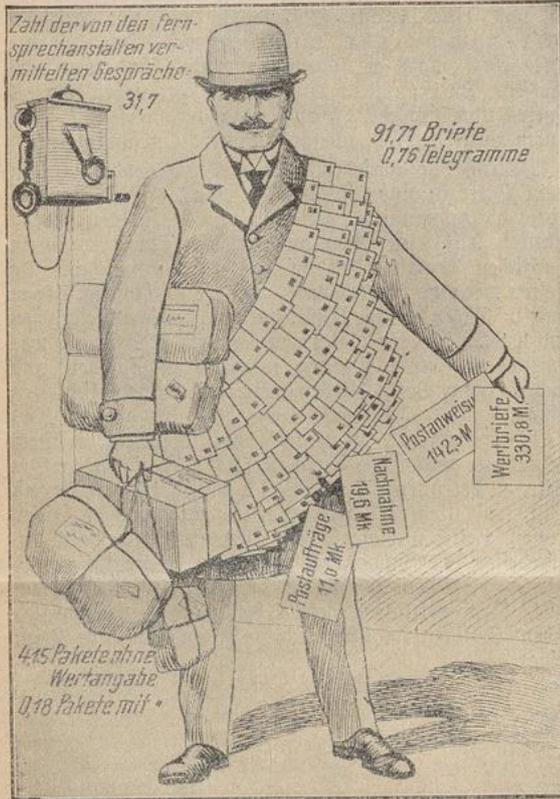
„Durch ein Versehen in den Berufsgeschäften kam  
mein Vater in eine sehr mißliche Lage, die für ihn und  
seine ganze Familie die schlimmsten Folgen haben  
konnte. All' seine Bemühungen, die Sache zu einem  
glücklichen Ausgleich zu bringen, waren umsonst. Da  
hielten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, ließen  
auch zu Ehren des hl. Antonius eine heilige Messe lesen  
und beteten viel für die armen Seelen. Der Erfolg war  
ganz überraschend. Es kam niemand zu Schaden, und  
auch meinem Vater blieben weitere Unannehmlichkeiten  
erspart.“ — „Ich war lange Zeit in großer Ge-  
wissensnot, denn es fehlte mir der Mut, meinem  
Beichtvater gerade das Schwerste, das ich auf dem Herzen  
hatte, zu bekennen. Da betete ich zum göttlichen Herzen  
Jesus, zur lieben Mutter Gottes, und zu den beiden  
großen Heiligen Joseph und Antonius und hatte in-  
folgedessen die Gnade, eine recht gute Generalbeicht ab-  
zuliegen. Seitdem erfreue ich mich der größten Seelen-  
ruhe. Dem göttlichen Herzen Jesu und den genannten  
lieben Heiligen sei öffentlich mein aufrichtigster Dank  
gesagt.“



Spaage, Leipzig-Neuditz, Kohlgrabenstraße 14.  
Mei Strumpf hat ein Löcherl grad vorn in der Mitt',  
Verreißen konnt' i's schon, aber stopfen kann i's nit.

„Das Geschäft, bei dem ich angestellt war, drohte zu fallieren. Was sollte dann ich mit meiner Familie anfangen, wenn ich ohne Stellung war? Da begann ich zweimal eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und versprach im Falle der Erhöhung Veröffentlichung im „Ver-gißmeinnicht“. Es wurde mir, wie schon öfters, auch diesmal wieder geholfen, denn nach einigen Wochen hatte ich eine neue gute Stelle gefunden.“ — „Ich hatte mir im vorigen Winter eine schwere Erkältung zugezogen. Trotz ärztlicher Hilfe wollte es nicht besser

zum hl. Joseph seine Zuflucht nehmen!“ — „Ich mußte mich einer gefährlichen Operation unterziehen, empfahl mich dem Schutze des hl. Joseph, und es ging alles gut. Ein anderesmal galt es, eine schwere P r ü - f u n g zu machen, auch da hat mir der hl. Joseph ganz augenscheinlich geholfen. Veröffentlichung war ver-sprochen.“ — „Im Sommer dieses Jahres erkrankte uns ein wertvolles Stück Vieh. Der Arzt, den wir riefen, gab uns wenig Hoffnung, es retten zu können. Da wandten wir uns an den hl. Joseph, und kurz darauf war das Uebel verschwunden.“



**Was der Deutsche jährlich mit der Post bekommt.**

Einer der angenehmsten Besucher für jeden Menschen ist der Post-bote, und es ist interessant, zu sehen, was im Durchschnitt auf jeden Deutschen für Postfächer kommen. Die Menge der Post-sachen, die jeder einzelne erhält, ist sehr verschieden; da aber die Empfänger von Postfächern meist Erwachsene sind, so stellt sich der Durchschnitt höher, als wie wir oben denselben im Verhältnis zur Einwohnerzahl von Deutschland angeben haben. Alles Nähere sagt die Statistik, die nach den amtlichen Feststellungen gefertigt wurde.

werden. Ich betete nun zum hl. Joseph und zum hl. Antonius, und versprach Veröffentlichung nebst einem kleinen Almosen für ein Heidenkind. Das Uebel ver-schwand und ich sage den erwähnten beiden Heiligen herzlichsten Dank. Mögen sie mir auch fernerhin helfen!“ — „Ich hatte zwar die nötige Ausbildung für ein Bureau erhalten, konnte aber keine Anstellung finden. Da wandte ich mich in meiner Not an den hl. Joseph und versprach einen Beitrag zum Loskauf eines Heiden-kindes. Die erste Novene brachte mir keine Hilfe, schon wollte ich den Mut sinken lassen, doch ich faßte mich wieder und begann eine zweite. Und der Erfolg? Am fünften Tage erhielt ich eine Stellung, die mir recht gut gefällt. Möge jeder, der in Not ist, recht vertrauensvoll

„Wir waren bei diesen schlechten Zeiten und infolge einer unglücklichen Operation nahe daran, all unser Hab und Gut zu verlieren. Da flehten wir zum hl. Joseph, und in unglaublich kurzer Zeit hatte sich unsere Lage wieder gehoben. Dem lieben hl. Joseph sei dafür unser herzlichster Dank gesagt!“ — „Unser lieber Vater wurde im April v. J. schwer krank. Er bekam nachein-ander Brust- und Bauchfellentzündung, sowie eine Ent-zündung der Hirnhaut, die ihm vier Wochen lang das Bewußtsein raubte. Die Ärzte gaben ihn vollständig auf. Wir aber nahmen unsere Zuflucht zum hl. Joseph und begannen ihm zu Ehren eine Novene. Am neunten Tage war die Krise überstanden, doch das Bewußtsein des Kranken war noch nicht zurückgekehrt. Wir begannen eine zweite Novene; nun kam der Kranke zu sich und konnte bei klarem Verstande beichten und kommunizieren. Die Besserung hielt an, und jetzt ist unser lieber Vater fast ganz hergestellt. Tausend Dank dem hl. Joseph, der uns in so auffallender Weise geholfen; möge ein jeder, der dieses liest, im Vertrauen zu diesem großen Heiligen bestärkt werden!“

Eine Haushälterin läßt sich also vernehmen: „Im Sommer 1912 bekam ich ein eigenartliches Hals-leiden. Der Arzt sagte, es bilde sich ein Kropf, der sich nach innen zu entwickle, ich müsse operiert werden, doch wolle er es zuvor mit Medizin probieren. Da hatte ich nun den ganzen Herbst und Winter hindurch Tropfen und weiß Gott was alles zu schlucken und wurde zuletzt so elend, daß ich kaum mehr stehen und gehen konnte. Mein ganzer Körper zitterte, sogar die Hände beim Essen und die Lippen beim Sprechen, und im Gesicht wurde ich ganz schwarz, so daß man mich allgemein für eine Kirchhofskandidatin ansah. So kam der letzte Februar 1913; ich las im „Ver-gißmeinnicht“ von den vielen Gebetserhörungen, ohne etwas besonderes dabei zu denken. Da auf einmal taucht in mir der Gedanke auf: „Siehe, der hl. Joseph hilft auch dir!“ Ich brachte den Gedanken nicht mehr weg, und versuchte nun im Monat März das „Armenherren-Rosenkränlein“ zu beten, sofern es mein armseliger Zustand zuließ; wo nicht, so opferte ich mein Leiden auf. Da kam St. Josephstag; ich mußte wieder zum Arzt. Auf dem Wege wurde mir auf einmal so leicht und wohl, daß ich hätte singen mögen! Wie, sollte ich etwa plötzlich geheilt sein? Nein, dachte ich mir, das kann nicht sein, das wäre ich gar nicht wert; dazu sind es erst ein paar Wochen, daß ich den hl. Joseph anrufe. Ich komme zum Arzt. „Sie sehen ja heute ganz anders aus,“ bemerkte er und dann begann er wieder, wie’s eben die Herren Doktoren machen, zu horchen, zu klopfen, zu drücken und fragte da-zwischen, ob ich etwas fühle. Ich schwieg und dachte: suche nur selbst, ob du etwas findest. Zuletzt erklärte er: „Sie sind gesund! Es ist alles verschwunden und Sie brauchen nicht mehr zu kommen. So ist es also doch ohne Operation gegangen!“ Er meinte natürlich, seine Medi-zinen hätten mir geholfen; wer mir geholfen hat, weiß

ich recht wohl, und da ich dem lieben hl. Joseph Veröffentlichung versprochen hatte, so erfülle ich hiermit mit Freuden dieses mein Gelübde und sage: „Gehet zu Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!“

Ein geistlicher Herr dankt dem hl. Joseph für Hilfe in einem bedenklichen Zahnliden. — „Im Jahre 1906,“ schreibt uns ein Postbeamter, „hatte ich mir durch Ueberanstrengung im Dienst ein böses Nervenzeliden zugezogen. Ich war über ein Jahr vollständig dienstunfähig und kein Doktor konnte mir helfen. Ich machte eine Wallfahrt nach Lourdes, was mich zwar etwas beruhigte, doch meine Leistungsfähigkeit war noch immer dahin. Dann betete ich zum hl. Antonius, schickte auch Antoniusbrot ein; seit einem Jahre verehere ich namentlich den hl. Joseph und versprach ein größeres Missionsalmosen zu geben, falls ich wieder ganz gesund würde. Seitdem hat sich mein Zustand ganz auffallend gebessert, und ich sage deshalb dem großen Heiligen tausendfachen Dank. Veröffentlichung war versprochen.“

— „Ich hatte bei der Vorbereitung zur heiligen Kommunion mit vielen ängstlichen Gedanken zu kämpfen, seitdem ich aber recht vertrauensvoll meine Zuflucht zum hl. Joseph nahm, blieb ich davon verschont und gehe nun mit Andacht und Freuden zum Tische des Herrn.“

„Ich war in Gefahr, eine große Summe Geldes zu verlieren. Da hielt ich eine Novene zu Ehren des heiligen Joseph, ließ eine heilige Messe lesen und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Nach wenigen Tagen war die Sache geregelt. Tausend Dank dem hl. Joseph! Möchten alle, die in Not sind, zu ihm ihre Zuflucht nehmen!“ — „Meine Tochter war seit sechs Monaten geisteskrank; alle Urteile der Ärzte lauteten hoffnungslos. Wer beschreibet mein Leiden? Die Lektüre des „Vergißmeinnicht“ weckte mein Vertrauen zum hl. Joseph. Ich begann einige Novenen, und mein Kind ist jetzt soweit hergestellt, daß es aus dem Krankenhaus als geheilt entlassen wurde. Dem guten hl. Joseph sei mein innigster Dank gesagt!“ — „Wochenlang war ich vergebens bemüht, mein Anwesen krankheitsshalber zu verkaufen; erst während einer Novene zum hl. Joseph gelang der Abschluß des Verkaufes überraschend glatt. Dem hl. Joseph vielen Dank!“

„Seit langer Zeit hatte ich ein furchtbares Seelenlid, das mich ganz unglücklich machte. Ich wandte mich zuletzt an den hl. Joseph mit dem Versprechen, ein Heidenkind auf seinen Namen taufen zu lassen, und seitdem wurde mir in ganz auffallender Weise geholfen.“ — Nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph habe ich eine Prozeßsache, die mir ungeredter Weise angehängt worden war und viel Sorge machte, gewonnen.“ — „Unser Bruder war uns jahrelang geistig entfremdet gewesen; wir wandten uns an den heiligen Joseph, und jetzt ist alles wieder gut.“ — „Ich litt drei Jahre an Rheumatismus, gebrauchte viele Mittel, alles umsonst; da wandte ich mich an den hl. Joseph, versprach Veröffentlichung und fand die ersuchte Hilfe.“

Eine uns sehr nahestehende Person wurde schwer krank und hatte das Bewußtsein verloren, so daß wir fürchteten, sie möchte ohne die heiligen Sterbesakramente vercheiden. Auf vertrauensvolle Anrufung des hl. Joseph trat Besserung ein, die Kranke kam zum Bewußtsein und konnte die heiligen Sterbesakramente gut empfangen. Zum Danke spenden wir mit Freuden ein größeres Missionsalmosen.“ — „Nach einer Novene zum hl. Joseph fand ich eine gute Dienerschaft.“ — „Mein Mann war ohne Stellung und ging seit Jahren nicht mehr zur heiligen Kom-

munion. Da hielt ich auf den Rat einer Dame eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und ließ eine heilige Messe lesen; seitdem ist alles wieder gut.“

„Wir hatten einen bresthaften Sohn, der dreimal an derselben Stelle einen Beinbruch erlitten hatte, so daß er mit 17 Jahren nicht gehen konnte. Ich spendete ein Almosen und empfahl mein Kind dem Gebete frommer Ordensleute; da besserte sich sein Zustand, er bestand eine Prüfung mit der ersten Note und hat nun eine passende Stellung. Für einen zweiten Sohn fanden wir nach Anrufung des hl. Joseph eine gute Lehrstelle ohne Bezahlung. Da ich nichts anderes habe, sende ich meinen Brautjuchmuck ein. Die schwarzen Kinder mögen dafür für mich und meine Kinder um eine glückselige Sterbestunde beten.“

Den Schluß bilde für diesmal ein Brief aus Bulgarien; er lautet: „Als im Herbst 1912 Bulgarien mobil machte, mußten auch meine drei Söhne gegen den Feind marschieren. Wir waren in größter Not und empfahlen unsere Kinder dem Schutze des hl. Joseph und der hl. Barbara. Und siehe, alle unsere drei Söhne sind, ob schon sie viele mörderische Schlachten mitmachten, unverwundet zurückgekommen. Aus Dankbarkeit lege ich ein Missionsalmosen von zwanzig Franken bei und verspreche, jedes Jahr nach beendigter Erntezeit eine milde Gabe für Missionszwecke einzusenden.“

Die Veröffentlichung anderer Berichte müssen wir für die nächste Nummer verschieben, bei den meisten müssen wir uns mit der bloßen Ortsangabe begnügen. Letzteres genügt vor Gott, auch wenn Veröffentlichung versprochen wurde; die geehrten Einsender mögen sich daher beruhigen. Wir können unmöglich den Wünschen aller gerecht werden.

### Zur Verehrung des hl. Antonius.

Eine „Vergißmeinnicht“-Leserin schreibt: „Ich wandte mich in einer dringenden Angelegenheit an den hl. Antonius von Padua, begann zu seiner Ehre eine Novene, ließ eine heilige Messe lesen und versprach, zu einer zwei Stunden von hier entfernten Antoniuskapelle eine Wallfahrt zu Fuß machen zu wollen, selbst bei ungünstigster Witterung. Doch es scheint, der hl. Antonius war mit dem noch nicht zufrieden, es verging wenigstens Tag für Tag, ohne daß die ersuchte Hilfe eintrat. Da fügte ich auch das Versprechen der Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ bei, und siehe, noch am gleichen Tag, spät abends, kommt der Briefträger und bringt mir das schon verloren geglaubte Geld.“

„Mir war vor einiger Zeit ein wertvoller Gegenstand abhanden gekommen; die Aussicht, ihn wieder zu erhalten, war gering. Da wandte ich mich an den heiligen Antonius und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung nebst einem kleinen Missionsalmosen. Die Erhörung kam unerwartet schnell, und ich sage hiemit dem großen Wundertäter öffentlich meinen innigsten Dank.“

„Meine Frau hatte ihren Trauungsring verloren; alle unsere Bemühungen, ihn wieder zu bekommen, waren erfolglos. Zuletzt beteten wir recht vertrauensvoll zum hl. Antonius, und da fanden wir den Ring an einem Orte, wo wir ihn gar nicht vermutet hatten. Veröffentlichung war versprochen.“

Wer Zeichen sucht und Wunder will,  
Bei St. Antony findet er viel.

(Altes Volkslied.)

### Briefkasten.

N. N. Betrag von 2000 Mk. mit der bewußten Bestimmung dankend erhalten. — St. Antonius, bitte für uns! Korban 100 dtd. erhalten. Herzliches Vergelt's Gott! Unterpleichfeld, 20 Mk. als Dank zu Ehren des heiligen Joseph erhalten. Gott segne es!

B. A., Pfalz, den Betrag von 22 Mk. dankend erhalten. Gott und der hl. Joseph möge es Ihnen lohnen!

„I. M., Gott weiß es.“ W. B. W., 20 Mk. als Ant.-Brot als Dank erhalten. Heitingen, Sachen erhalten. „Hannover.“ Ottobereun, S., 20 Mk. dtd. erh. A. B. in Sch., Betrag für Hdbf. dtd. erh. A. S., Mannheim, 20 Mk. dtd. erh. v. Gg. W. R. W., Betrag f. Hdbf. „Brigitta“ erh. Fr. Rf. in B. dorf, Betrag f. Hdbf. „Hortensia“ dtd. erh.

Von den Schulkindern in Kirchberg, Betrag für 2 Heidenkinder dankend erhalten. Verburg, Betrag für die Taufe eines Heidenkinds auf den Namen „Joseph Anton“ dankend erhalten. Dören; Menden: Betrag erhalten. Herzl. Vergelt's Gott!

### Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Mösbach, Würzburg, Zierenhofen, Dörlesberg, M. C., Biberach, Hausen, Bisschhofen, Neu-Ulm, Alistadt, Kottweil, Aidach, Bergeroldshausen, Erfurt, Forchheim, Gnesing, Ottersweier, Mintraching, Kelheim, Sondernheim, Buchen, Dollern, Bergam, Edelstetten, Waldbüttelbrunn, Zell bei Eggenfelden, Hagenbühl, Frankenhofen, Mannungen, Thann-El., Nezbach, Wochenwangen, Freudenberg, Gänheim, Oberwittighausen, Gernsbach, Siegelssbach, Mozen, Frielensheim, Kilianshof, Günzburg, Hargarten, Hagnau a. L., Truerding, Deidesheim, Baden, Allfeld, Rößberg, Diepolzkirchen, Steintirchen, Zell a. S., Altshweier, Nürnberg, Schleithal, Oberfirchberg, Titting, Neuth, Kaufbeuren, Weernach, Käßlingen, Steinsdorf, Weßheim, Parksteinhütten, Bischofsheim, Schönwald, Unterpeissenberg, Hundelshausen, Frankfurt a. M., Wattenheim, Zell b. Eggenf. (M.), Brilon, Freiburg, Kersbach, Vayendorf, Uffing, Froischham, Ergersheim, Erzingen, Edelstetten, Dattenhausen, Gänheim, Vuttlar, Kahl a. M., Gnesing, Straßburg, Würzburg, Meran, Unteregg, Bühlzell, Unterpleichfeld, Erfurt, Appenhofen, Koblenz, Köln, Bildstod, Weinar, Schlebusch, Essen, Goch, Mühlental, Glabbach, Limburg, Boppard, Lembeck, Bolch, Düsseldorf, Bonn, Langenberg, Troisdorf, Lippstadt, Verburg, Krefeld, Sölich, Kirchberg, Lutter, Helenabrunn, Epe, Rindern, Seeburg, Breslau, Kirchbierlingen, Erzingen, Stuttgart, Langenmolen, Bühl, Würzburg, Seelbach, Nürnberg, Moßern, Rimungen, Großenwied, München, Wenigumstadt, Stossfried, Hübenstein, Hochhausen, Aidenbach, Siegelssbach, Tauberrettersheim, Aßlingen, Kiel, Reudorf, Kaufbeuren, Rimmersbach, Salmauskirchen, Gernsbach, Freudenberg, Geldersheim, Neues a. Inn, Regensburg, Großraming, Böhring, Lungau, Gosdorf, Wienstadt, Graz, Freien, Schludenau, Linz, Wien, Klums, Niederbüren, Schwellmühle, Altdorf, Lachen, Kradolz, Luzern, Schwyz, Norschach, Davos, Gersau, Abäzuns, Cham (St. Zug), Dirichenreuth, Lizing, Schirreim, Nibern, Stuttgart, Mayrhofen-Zillertal, Mellingen, Zuzwil, Baden, St. Gallen, Bürglen, Attinghausen, Neuentrich, Hemmerswil, Altdorf, St. Paulo, Engelberg, Beckenried, Münsler, Wohlen, Mettan, Zug, Visp, Wassen, Neuendorf, Lommis, Steiner, Zürich, Oberjazen, Sulz, Frauensfeld, Großwangen, Schaffhausen, Käfels, Leichgen, Altstätten, Günsberg, Einsiedeln, Oberegg, Cham, Bühler, Engelburg, Winterthur, Luzern, St. Niben, St. Georgen, Baden, Gams, Ramen, Domodossola, Reute, Linz, St. Rölten, Kleinlobming bei Knittelfeld, Hartberg, Kolberg, Redendorf, Breslau, Gr. Baglau, Königl. Reutrich, Reistretscham-D.-Schl., Duisburg, Rudort, Neuß, Aachen, Heimersheim, Herstein, Neuwied, Uheldingen, Walheim, Kilm, Buer i. W., Kaiserswerth, Düsseldorf, Brienon, Bettendorf, Kordel, Weckinghausen, Berl, Dubelingen, Gniichenbach, Driichhof, Dannerhof, Fuhrort, Gleierbrück, St. Veit a. Gölsen, Budapest, Giebau, Linz, Kleinwollstein, Unterholz, Jansbruck, Mehrbach, Kumpitz, Arnau, Nenzing, Draisenhofen, Reutrichen-Altminster, Altenbuch, Wien, Schattau, Spiz a. d. Donau, Gorb-Bregenz, Graz, Vorchdorf, Steir, Köstendorf, Radkersburg, Krub, Moson-Ungarn, Leitach, Kubitz, Schludenau, Winn, Oberbrauknitz, Salzburg, Herrmanseifen, Oberheinzendorf, Grob-Tabar, Linz, Ilmütz, Tachau, Neufelden, Knittelfeld, Krieglach, Dornbirn, Proweis, Mellau, Budapest, Ober-Präunitz,

Graz, Andorf, Nschbach, Bad Fischl, St. Veit-Neumarkt, Stanz i. Mürztal, Anger, Warasdin, Zellbach, Hartberg, Weiz, Premstätten, Fützenfeld, Graz, Kleinstätten, Ober-rattisch, Hainsdorf, Pichla, St. Johann i. Saggauthal, Maria-Trost bei Graz, Wundschuh, Andorf.

### Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unieres Wohltäter-Mesbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Huber, Josef Glohner, Altötting, Franz St. Kaiser, Arbing, Juliana Fischenhausen, Böttinges, Anna Berger, Degerndorf, Babette Strobl, Neumarkt, Kath. Greß, Gumbrechtshofen, Karl Rech, Bräunlingen, Anna Lohner, Langenbruck, Adolf Anton, Langenhaslach, Franziska Meichenmojer, Meßkirch, Josef Schoenfelder, München, Kath. Bud. Florian Schilling, Grombach, Ursula Schwager, Tannhausen, Joh. Adam Mannel, Geismar, Franziska Marschall, Habratsweiler, Kath. Stöberl, Rizenried, Elise Wametzberger, Königsdorf, A. M. Kajuz, München, Daniel Lehnhauser, Dahn, Herr Hänsler, Weier, Veronika Neuenmacher, Wangen, Maria Stuch, Reichertshausen, Johann Giron, Hoffstädten, Kath. Hauser, Schleithal, Geora Wöllling, Büchold, Rotburga Wolf, Josef Hagen, rei. Farrer, Passau, Johann Hof, Bornwald, Katharina Eichert, Klingödt, Kreszentia Schnizer, Dietenheim, Maria Keil, Kleinlaufenburg, Johann Strobl, Harthausen, M. Uri, Huber, Kath. Duxling, Schöchingen, Gg. Adam Staudinger, Witterda, Anna Wabel, Wildberg, Franz Wimmer, Graßing, Maria Schmid, Wurmlingen, Emanuel May, Alois Reichlin, Parrh, Gersau, Franziska Luffi, Adorf, Kath. Holzner, Neckingen, Marg. Henzi, Günsburg, Rosa Caccand, Dientis, Frau Dr. Schubiger, Uznach, Peter Leuthardt, Arlesheim, Lietta Schönemund, Altenhundem, Anna Maria Gehlen, Adln, Margaretha Bejas, Eilen-dorf, Konrad Maas, Vaberborn, Hermann Wilms, Kath. Frau Frch. Hartmann, Sendendorf, Sibilla Stierer, Bohwinkel, Josef Weriz, Montjoie, Gertrud Peters, Köln, Hermann Saalmann, Lette, Gertrud Juszenich, Gretchen Egerhoff, Maria Götz und Kath. Rosenkränzer, Trier, Wilhelmine Heitmann, Bruntental, Johann Wilhelm, Neckingen, Maria Mizta, Reiskreisam, Wilhelm Sailer, Schattwald, Anton Hirsl, f. b. Konfitorialrat, Graz, Heinrich Sommer, Friedland, Anton Bretterkieber, St. Stefan ob Stainz, Johann Karner, Graz, Rosalia Nizzi, Dornbach, Karl Helmer, Tepl, Maria Pfeifer, Eggersdorf, Apollonia Kunze, Schludenau, Agnes Steinwendter, Töblach, Johann Kamerlander, Joh. Simonlehner, Franz Herzmeier, Rosalia Neuner und Rosalia Reisch, Haus, Obersteier, Theresia Schrempf, Ebenzei, Paula Straub, Maria Rainer, Margareta Bauer, Graz, Maria und Johann Reuhold.

Wir erlauben uns neuerdings, unser Mes- und Gebet-büchlein

### „Die Himmelsleiter“,

in freundliche Erinnerung zu bringen. Das schöne Büchlein hat sich in kurzer Zeit schon viele Freunde erworben; von mancher Seite liefen 50 und 60 Bestellungen auf einmal ein, so daß wir eine Weile kaum mehr allen Anforderungen genügen konnten. In der Zwischenzeit ist neuer Vorrat eingetroffen.

Ein Seelsoraspriester aus Bayern schrieb uns jüngst: „Ich habe Ihr Büchlein genau durchgesehen und muß gestehen, es gefällt mir sehr, ja es ist wohl das beste, das ich je in Händen hatte. Besonders schön sind die jeder Andachtsübung vorausgehenden Unterweisungen, und auch die vielen schönen Bildchen gereichen ihm zur besonderen Zier.“

Wer will das schöne Büchlein bestellen, wer sich die Mühe geben, es auch in freundschaftlichen zu verbreiten? Man unterstützt dadurch zugleich die Mission, denn der bescheidene Reingewinn ist für die armen Heidenkinder bestimmt.

Preis für Deutschland, in Leinwand mit Rotschnitt 1 Mk., in Lederband mit Goldschnitt 1,75 Mk.; für Oesterreich 1,20 Kr., bezw. 2,10 Kr.; für die Schweiz 1,25 fr., bezw. 2,20 fr.; für Amerika 30 cts., bezw. 50 cts.

Zu beziehen durch die Vertretung der Mariannhiller Mission.

Redaktionschluß am 15. Dezember 1913.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.